This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Meine Kinderjahre

Biographiſche Skizzen

von

Marie von Ebner-Eſchenbach

Zweite Auflage

Mit zwei Bildniſſen in Fünffarbendruck

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
1907

Meine Kinderjahre

Biographiſche Skizzen

von

Marie von Ebner-Eſchenbach

Zweite Auflage

Mit zwei Bildniſſen in Fünffarbendruck

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
1907

PT1853
Z5A2
1907

PRESERVATION
COPY ADDED
MF 5/91

Alle Rechte vorbehalten.

UNIV OF
CALIFORNIA

Les souvenirs des vieillards, a-t-on dit, sont une part d'héritage qu'ils doivent acquitter de leur vivant.

G. Lenôtre.

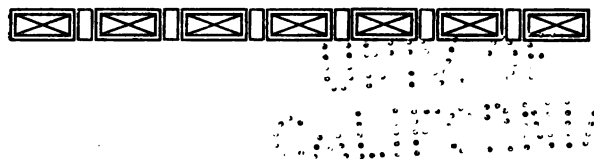
Vorwort.

Die „Geschichte des Erstlingswerkes", die K. E. Franzos vor zwölf Jahren herausgegeben hat, brachte auch einen Beitrag von mir. Alles, was darin ausgesagt ist, unterschreibe ich heute noch, einen Irrtum aber muß ich berichtigen. Meine Erinnerungen an die Kinderzeit, meinte ich damals, sind nicht besonders lebhaft, und erfahre nun, daß sie, um es zu sein, nur geweckt zu werden brauchten. Es unterblieb zu jener Zeit; denn so alt ich schon war, lag doch noch etwas wie Zukunft vor mir, und auf sie, nicht zurück zur Vergangenheit, lenkten sich meine Gedanken.

Nun stehe ich am Ziel, der Ring des Lebens schließt, Anfang und Ende berühren sich. Mit einer Macht des Erinnerns, die nur das hohe Alter kennt, lebt die Kindheit vor mir auf.

M106646

Aber nicht wie ein kräftig ausgeführtes Gemälde auf hellem Hintergrund, in einzelnen Bildern nur, die deutlich und scharf aus dem Dämmer schweben. Die Phantasie übt ihr unbezwingliches Herrscherrecht und erhellt oder verdüstert, was sie mit ihrem Flügel streift. Sie läßt manches Wort an mein Ohr klingen, das vielleicht nicht genau so gesprochen wurde, wie ich es jetzt vernehme; läßt mich Menschen und Begebenheiten in einem Lichte sehen, das ihnen eine an sich vielleicht zu große, vielleicht zu geringe Bedeutung verleiht. Ihrer über das Kindergemüt, dessen Entfaltung ich darzustellen suchte, ausgeübten Macht wird dadurch nichts genommen. Das Schwergewicht liegt auf dem Eindruck, den sie hinterlassen haben, und ihn bestimmt die Beschaffenheit des Wesens, das ihn empfing. Dieses Wesen ist treu geschildert, buchstäblich und im Geiste.



Rom, Januar 1905.

Unter den Augen der Meinen, unter dem Einfluß ihrer verwöhnenden Liebe sind diese Skizzen entstanden. Ein Reflex der Teilnahme, die sie erweckten, fiel auf sie, und ich dachte: Ihr seid etwas.

Jetzt bin ich allein und bin in Rom, und hierher werden sie mir nachgesandt, wenn auch erst im Negligé der Korrekturbogen, doch schon als „Drucksache" und vorbereitet zur Fahrt in die Fremde. — Meine Kleinen, ihr kommt mir recht armselig vor mit eurem Geplauder von Puppen und Ammenmärchen. Mich beschäftigen andere Dinge als eure Geringfügigkeiten. Die Weltgeschichte spricht zu mir, ich lebe an der Stätte, an der Jahrhunderte hindurch ihr mächtiger Puls geschlagen hat, und bin da, ein dankbarer Gast, fortwährend zu hohen Festen und großartigen Schauspielen geladen ... Ich kann durch den Steineichenhain auf die Höhe in der Villa Medici wandeln und die Sonne untergehen sehen hinter dem Janiculus. Majestätisch ist das Tagesgestirn versunken; in den feurigen

Himmel ragt die Kuppel von Sankt Peter, und durch die Lüfte gleiten, andachtweckend, auf tönenden Schwingen die silbernen Klänge ihrer Glocken. Der graue Streifen, der links am Horizont emporzusteigen scheint, das ist das Meer, das tyrrhenische, das auf seiner ruhelos wogenden Brust die Flotten Roms getragen hat, zur Eroberung vergänglicher Reiche und unvergänglicher Kunst . . . Und bei der Tassoeiche kann ich stehen und ihrem Gestöhn im Winde lauschen. Quercia del Tasso! Der Blitz hat sie getroffen und ihren Stamm zerspellt, der Sturm hat wild in ihrem Geäste gehaust, aber noch begrünt sich alljährlich ihr gelichteter Wipfel. Sie strotzte in Kraft, war jung und reich bekleidet, als der Poet sich todesmatt zu ihr herüberschleppte von Sankt Onofrio, wo er „im Verkehr mit den heiligen Vätern den Verkehr mit dem Himmel begonnen hatte". Was galten ihm noch seine höchsten Erdenwünsche, die Dichterkrönung auf dem Kapitol, die Huld der angebeteten Frau? . . . Aber der Mai war nahe, in Duft und in Blüte stand die Welt, und Sehnsucht nach dem herben Glück der letzten Abschiedsgrüße zog ihn hierher in den Schatten seiner Eiche. Seine sterbenden Augen haben auf dem Bilde geruht, das vor uns liegt, und der Gedanke verleiht der traumhaften Schönheit des Anblicks eine wehmütige Verklärung. Ein Hauch

ewigen Frühlings weht über den Geländen der holden Berge, aber der Monte Gennaro besinnt sich, daß Winter ist, und trägt seine Tiara aus Schnee . . . Und in der Tiefe liegt die Stadt, die heute noch keine Fabriken hat mit rauchenden Schlöten und keine berußten Dächer, und selbstleuchtend erscheinen im Abendlichte ihre schimmernden Mauern. Wie tot liegt sie da, die so viel verbrochen und so viel erduldet hat. Kein Laut dringt herauf, vernehmbar nur dem inneren Ohr ist ihre feierliche Sprache des Schweigens.

Mein stilles Fest auf dem Janiculus habe ich gestern begangen und heute auf dem Forum einige Stunden zugebracht, geleitet von einem liebenswürdigen und gar zuverlässigen Führer, dem jüngsten Buche meines verehrten Freundes, Professor Hülsen. Doch was sind einige Stunden auf dem Forum! Nicht mehr als ein eiliges Vorüberwandeln an Stätten, die durch herrliche Taten geweiht, durch entsetzliche Greuel gebrandmarkt worden. Von der Basilika Julia bin ich zum Heiligtum der Juturna gewandert, zu Santa Maria Antiqua, zum Atrium Vestae und hinauf zur Velia, zum schönsten der römischen Triumphbogen. Und dann auf dem Rückweg betrat ich die Sacra Via und meinte den Boden unter meinen Füßen erzittern zu fühlen und dröhnen zu hören vom Marsche der Legionen. Eine Riesenschlange, die Reiche erdrückt hat in

ihren gewaltigen Ringen, bewegt sich der Siegeszug zum Kapitol, umbraust vom Zuruf der Menge. Goldene Beutestücke funkeln, die Ketten der Gefangenen klirren. Sie kommen am Tullianum vorbei, und dort in seine „abschreckende Dunkelheit" hinabgeschleudert, verschwinden Heerführer, Fürsten, Könige. Niemals staut der Zug, unaufhaltsam strebt er vorwärts, dem Triumphwagen nach zur Höhe, auf der Jupiter in seinem Heiligtume thront . . .

Noch ganz erfüllt von den Eindrücken, die ich Tag für Tag empfange, hier in diesem großen Rom, kehre ich in meine Behausung zurück und sollte meine Skizzen vornehmen, auf die Druckfehlerjagd ausziehen und entgleisten Sätzen auf die Beine helfen. Das wird mir schwer. Mein Glauben an euer Etwas ist mir entschwunden, ihr armen Blätter. Weil ihr aber eure papiernen Flügel schon entfaltet habt, so fliegt denn, so gut ihr könnt. Heimwärts, rate ich euch, dorthin, wo ihr geboren seid und wo immerwache Liebe euch empfängt. Indessen wird Rom den Purpurmantel seiner Rosen umgetan haben, und bei uns zu Hause werden an Bäumen und Sträuchern die Knospen schwellen und Schößlinge in Unzahl hervorsprießen. Das ist dann auch für das grüne Seelchen, dessen Geschichte ihr erzählt, der richtige Augenblick, sich ans Licht zu wagen.

Meine Schweſter Friederike war vierzehn Monate, ich war vierzehn Tage alt, als unſere Mutter ſtarb. Dennoch hat eine deutliche Vorſtellung von ihr uns durch das ganze Daſein begleitet. Ihr lebensgroßes Bild hing im Schlafzimmer der Stadtwohnung unſerer Großmutter. Ein Knieſtück, gemalt von Agricola. Er hat ſie in einem idealen Koſtüm dargeſtellt, einem bis zum Anſatz der Schultern ausgeſchnittenen, dunkelgrünen Samtgewand mit hellen Schlitzen und langen, weiten Ärmeln. Der Kopf iſt leicht gewendet und etwas geneigt; der Hals, die auf der Bruſt ruhende Hand ſind von ſchimmernder Weiße und gar fein und ſchön geformt. Das liebliche Geſicht atmet tiefen Frieden; die braunen Augen blicken aufmerkſam und klug, und aus ihnen leuchtet das milde Licht eines Geiſtes ſo klar wie tief.

Zu dieſem äußeren Ebenbilde ſtimmten die Schilderungen, die uns von dem Weſen, dem

Sein und Tun unserer Mutter gemacht wurden. So einhellig wie über sie habe ich nie wieder über irgend jemand urteilen gehört. Wenn die Rede auf sie kam, hatten die verschiedensten Leute nur eine Meinung. Und gern und oft wurde von ihr geredet. Besonders hoch in Ehren stand ihr Gedächtnis auf ihrem väterlichen Gute Zdißlawitz, wo der größte Teil ihres Lebens verflossen war.

Ich glaube, daß meine Liebe zu den Bewohnern meiner engsten Heimat ihren Ursprung hat in der Dankbarkeit für die Anhänglichkeit und Treue, die sie meiner Mutter über das Grab hinaus bewahrten. Die Diener sprachen von ihr, die Beamten, die Dorfleute, die Arbeiter im Garten. Ein alter Gehilfe nannte ihren Namen nie, ohne das Mützlein zu ziehen: „Das war eine Frau, Ihre Mutter!... Gott hab sie selig.“ Da wurde mir immer unendlich stolz und sehnsüchtig zumute: „Ich seh ihr ähnlich, nicht wahr? Geh, sag ja!“ — Er zwinkerte mit den Augen und schob die Unterlippe vor: „Ähnlich? Ähnlich schon, aber ganz anders.“ Es sollte sich niemand mit ihr vergleichen wollen, nicht einmal ihre eigene Tochter. — „Ja,“ fuhr er nach einer Pause fort, „blutige Köpfe hat's gegeben bei ihrem Begräbnis; geschlagen haben sie sich um die Ehre, ihren Sarg zu tragen. — Das war eine Frau!“

Man hatte uns die Überzeugung beigebracht, daß sie vom Himmel aus über uns wache und uns als ein zweiter Schutzengel umschwebe in Stunden der Krankheit oder der Gefahr. Ich vergesse nie, mit welcher Zuversicht und mit welcher geheimnisvollen Glückseligkeit das Bewußtsein ihrer Nähe mich oft erfüllte.

In einem Punkte hatte ich das selbe Schicksal erfahren wie sie. Auch ihr Leben war um den Preis des Lebens ihrer Mutter erkauft worden, und auch ihr war die auserlesene Schicksalsgunst zuteil geworden, für den schwersten Verlust den denkbar besten Ersatz zu finden — die liebreichste und gütigste Stiefmutter. Die ihre, unsere vortreffliche Großmutter Vockel, erreichte, unserer Kindheit zum Heile, vorgerückte Jahre. Sie blieb bei uns nach dem Tode ihrer Tochter; sie verließ uns auch dann nicht, als unser Vater sich wieder verheiratete.

In Wien bezog sie eine Wohnung im ersten Stock seines Hauses, dem sogenannten „Drei-Raben-Haus", auf dem damals sogenannten „Haarmarkt". Wir bewohnten den zweiten Stock. Im Sommer lebte sie mit uns auf dem Lande.

Sie war klein und mager und hatte einen für ihre zarte Gestalt etwas zu großen Kopf. Ihr Gesicht blieb noch im Alter schön. Ein edel und kräftig gebautes Gesicht. Die Stirn von

klassischer Bildung, die Nase schlank und leicht gebogen, mit feinen, beweglichen Flügeln. Der Mund schmal und gerade, die Lippen fest geschlossen — so charakteristisch für die vereinsamte, stolze, schweigsame Frau. Ihre großen, tiefdunkeln Augen hatten einen schwermütigen Ausdruck. Ich habe ihn manchmal sich wandeln gesehen in einen schmerzlich-geringschätzigen; zu einem verachtungsvollen, verdammenden wurde er nie. Sie wunderte sich nicht leicht über ein Unrecht, das sie begehen sah; durch eine hochherzige Handlung, deren Zeugin sie war, oder von der sie hörte, konnte sie so freudig überrascht werden wie durch ein unerwartetes selbsterlebtes Glück. Ein solches, ein eigenes war ihr gleichsam nur im Vorübergehen zuteil geworden. Unser Großvater und sie hatten geheiratet aus Liebe — nicht zueinander, sondern zu einem Kinde, zu seinem Kind. Und in dieser Liebe erst hatten sie sich gefunden, und ihr anfangs geschwisterliches Verhältnis reifte langsam zu einem schönen ehelichen heran.

Der Tod löste den Bund und nahm auch bald darauf der Verwitweten die einzige vielgeliebte Tochter. Diese hatte in ihrem Testamente ihren Gatten zum Herrn auf Zdißlawitz eingesetzt. So war nun unsere Großmutter ein Gast geworden in ihrem ehemaligen Haus

und Heim. Sie beſchied ſich. Sie wünſchte nichts mehr, als nur in der Nähe der Kinder ihres Kindes leben zu dürfen.

In der kleinen Erzählung „Die erſte Beichte“ habe ich eine Skizze von der herrlichen Frau entworfen. Die eigentümliche Art iſt erwähnt, in der ſie, die kaum je eine Beſorgnis, geſchweige denn eine Klage ausſprach, Klagen aufnahm. „Alles geht vorüber, alles wird gut,“ ſagte ſie halblaut vor ſich hin. Und wenn es in ihrer Macht lag, das Üble und Traurige gutzumachen, dann wurde es gut.

Ausgeſprochen hat ſie es nicht, im ſtillen ſoll ſie aber ſehr gelitten haben, als unſer Vater ſich wieder vermählte und an die Stelle unſerer Mutter eine jüngere und ſchönere Frau trat, „Maman Eugénie“, eine geborene Freiin von Bartenſtein. Das erſte Kind, das ſie zur Welt brachte, war ein Knabe und das zweite wieder ein Knabe, während die Verſtorbene ihrem Gatten nur Töchter geboren hatte. Nun würden wir nichts mehr gelten, beſorgte die Großmutter. Zurückgeſetzt würden wir werden und zu fühlen bekommen, daß es eigentlich uns, den Älteren, zugeſtanden hätte, männlichen Geſchlechts zu ſein.

Die Beſorgniſſe der lieben, alten Frau erwieſen ſich als ganz ungerechtfertigt. Unſere junge Mama ſchloß uns ebenſo innig ins Herz

wie ihre eigenen Kinder, die kleinen Brüder und das holde Schwesterlein, das ihnen nachfolgte. Wir ließen es uns sehr wohl sein unter der milden mütterlichen und großmütterlichen Herrschaft, und unser Übermut wäre allmählich stark ins Kraut geschossen, wenn ihn die Hand der temperamentvollen Kinderfrau nicht niedergehalten hätte.

Sei gesegnet noch in deinem Grabe, in dem du seit so langen Jahren ruhst, du brave Josefa Navratil, genannt Pepinka! Du hast dir ein unschätzbares Verdienst um uns erworben. Du hast uns zu einer Zeit, in der die weisesten Vorstellungen keinen Weg zu unserem Verständnis gefunden hätten, durch eine rechtzeitig angebrachte demonstratio directa bewiesen, daß der Schuld unerbittlich die Strafe folgt. Gewiß trifft das auch im Leben ein, aber oft so spät und in so verhüllter Weise, daß menschliche Augen den Zusammenhang nicht mehr entdecken. In unserer Kinderstube ging die Sache rasch und einfach vor sich. Wenn eine Tür heftig zugeworfen wurde, wenn es beim Spiel allzu lautes Geschrei, oder arge Streitigkeiten gab, kam Pepi daher auf ihren großen, weichen Schuhen und hielt Gericht. Ohne erst zu fragen, wer der Schuldigste sei, teilte sie — darin ein ganz getreues Bild des Schicksals — ihre Schläge aus.

Wir nahmen sie ohne Widerspruch in Empfang und liebten unsere Pflegerin und Richterin. Wir fürchteten sie nicht einmal sehr, so laut sie manchmal auch zankte und so zornig sie uns anfunkeln konnte mit ihren feurigen schwarzen Augen.

○□○

Hatte eine erziehliche Maßregel unserer Schicksalsgöttin sehr hart getroffen, dann ging man zu Anischa, meiner ehemaligen Amme, und weinte sich bei ihr aus. Sie war der lichte Stern unserer Kinderstube und immer freundlich und gut. Auch bildhübsch war sie und lieblich anzusehen in ihrer heiteren hannakischen[1]) Tracht. Sie verwandte viel Sorgfalt auf ihr Äußeres, sie schlang das bunte Tuch mit den langen Fransen kunstvoll um ihren Kopf, trug immer nur schimmernd weiße Halskrausen, seidene, mit Flittern benähte Leibchen und tadellos gesteifte und geplättete Röcke.

Pepinka brummte sie manchmal an: „Was putzen Sie sich so auf? Er kommt heute doch nicht."

Die arme Anischa wurde jedesmal feuerrot und antwortete leise und demütig: „Heute nicht und morgen nicht."

---

[1]) Hanna, zwischen der March und ihrem Zufluß, der Hanna, gelegener Landstrich in Mähren.

Er kam auch nicht. Hingegen erschien alljährlich im Herbste eine ältliche Frau, die wir, dem Beispiel Anischas folgend, „pani kmotřenka“ [1]) nannten, in Zdißlawitz. Ein derber Junge in schmucker hannakischer Tracht begleitete sie. Er stand im selben Alter wie ich, und Pepi sagte, daß er eine Art Bruder von mir sei. So erwiesen wir ihm denn alle geschwisterlichen Ehren, fütterten ihn, beschenkten ihn, luden ihn ein, an unseren Spielen teilzunehmen. Er aß, was man ihm auftischte, er nahm, was man ihm anbot, aber er dankte nicht, er lächelte nicht; er verhielt sich uns gegenüber trotzig wie ein Bock. Leichten Herzens sagten wir ihm Lebewohl, wenn er sich wieder empfahl. Anischa begleitete ihren Besuch zum Wägelchen, das ihn vor dem Dorfwirtshaus erwartete. Sie hatte rote Augen, wenn sie zurückkam, war aber nicht mehr so bedrückt und befangen wie tagsüber während der Anwesenheit des wortkargen Bäuerleins.

Ein anderes Ereignis wiederholte sich gleichfalls alljährlich, dieses aber im Frühjahr und fast unmittelbar nach der Ankunft auf dem Lande. Da war es gewöhnlich unsere Großmutter, die eines Morgens eintrat und sagte: „Pepi, der Bader ist da,“ worauf Pepi ihrem

[1]) Frau Gevatterin.

Schranke ein Pack Wäſche entnahm und das Zimmer verließ. An einem ſolchen Tage ſahen wir ſie nicht mehr; ſie kam erſt am folgenden wieder, hatte einen verbundenen Arm und ſpeiſte uns mit einer ausweichenden Antwort ab, wenn wir fragten, wo ſie geſtern geweſen ſei, und warum ſie einen Verband trage.

Einmal aber ſchlichen Adolf, der ältere der Brüder, und ich ihr nach bis zum erſten Abſatz der Treppe, und von dort aus ſahen wir ſie in eines der ſonſt immer verſchloſſenen ebenerdigen Zimmer treten.

Wir ſchlichen weiter bis zum nächſten Abſatz und bis zum dritten, und endlich bis zur Tür, hinter der Pepi verſchwunden war. Drinnen im Zimmer wurden Seſſel gerückt, es wurde Waſſer in Gläſer und in Lavoirs geſchüttet, und eine fremde Männerſtimme ſprach höhniſch: „Fürchten S' Ihnen? Recht haben S'. Warten S' nur, was Ihnen heut geſchieht!“

Du lieber Gott, was ging da vor? Von Angſt und von Helfedrang ergriffen, warfen wir uns gegen die Tür. Sie war verſchloſſen. Wir ſchrieen und klopften und hörten Pepi klagen:

„Jeſſes, die Kinder!“

„Ruh geben! Draußen bleiben!“ wetterte die Männerſtimme.

In starrem Entsetzen schwiegen wir eine Weile. Endlich wurde die Tür von innen aufgesperrt, geöffnet, und heraus trat das Stubenmädchen und hielt in der Hand eine große Schale voll Blut. Nun überstieg unsere Bestürzung alle Grenzen. Blut! Blut! So viel Blut! Von wem das viele Blut?

„Von der Pepi," antwortete das unbegreifliche Mädchen ganz gleichgültig. „Der Doktor hat ihr zur Ader gelassen. Und jetzt seien Sie still, sonst wird der Doktor auch Ihnen zur Ader lassen."

„Zur Ader gelassen! Was ist das? Wie ist das? Muß man sterben, wenn man zur Ader gelassen bekommt?"

Sie lachte und riet uns, gleich hinaufzugehen, wenn wir nicht noch gestraft werden wollten für unsere Neugier.

Die Neugier blieb vorläufig ungestillt, aber unsere Seelenruhe wurde uns zurückgegeben, denn drinnen in der Stube erhob die Stimme Pepinkas sich in alter Kraft und befahl den „verdunnerten Kindern", sogleich zur Anischa zu gehen.

Wir gehorchten und hatten dann noch einen sehr guten Tag fast uneingeschränkter Freiheit, und am Abend erzählte uns Anischa, viel länger, als ihr sonst erlaubt wurde, schöne, wundervolle Märchen.

O welch ein Erzählertalent war unsere Aniscka! Wie verstand sie zu schildern, zu spannen, ihre Phantasiegebilde klar und lebendig hinzustellen, sie aufsteigen, vorüberschweben, entschwinden zu lassen! Jammervoll nüchtern erscheint mir die Kinderstube, aus der die Märchenerzählerin „grundsätzlich“ verbannt ist. Wir haben das Glück genossen, uns nach Herzenslust in einer Wunderwelt ergehen zu dürfen, sowohl als kleine wie später als größere Kinder. Es war uns ein stolzes Vergnügen, eine Menge zu hören und zu sehen, was andere nicht hörten und nicht sahen: im Gurgeln des Brunnens am Ende des Gemüsegartens die Stimme des Wassermanns; im Glanz, der im Hochsommer über die Ähren fliegt, huschende Lichtgeister, und Elfchen im Laube, wenn es leise zu rascheln beginnt. Diese Elfchen, wußte Aniscka, sind zu Mittag nicht größer als Libellen. Aber sie wachsen sehr, sehr geschwind, und um Mitternacht sind ihre Flügel wie Adlerflügel, und das Laub stöhnt, wenn sie mit Windeseile hindurchfegen.

„Ja gewiß! ja, es stöhnt!“ Wir alle behaupteten es. Jedes von uns wollte einmal um Mitternacht wach gewesen sein und das Stöhnen vernommen haben. Nur unsere Sophie, die nicht, die wußte noch nichts von Wassermännern, Irrwischen und Elfen. Sie schlief

ſchon lang, dieſe Kleine, zur Stunde des Märchenerzählens, und Aniſcha ſaß neben ihrem Bettchen, und wir ſaßen auf Schemeln zu ihren Füßen.

Ganz anders arg und grauſig als das Stöhnen des Laubes beim Wehen leiſer Lüfte waren die ſchrillen Schmerzenslaute, die ſich erhoben, wenn ein heftiger Sturm die Ecke des Hauſes, die wir bewohnten, umrauſchte. Es brach aus ihm wie Schluchzen, flüſterte wie haſtiges Flehen, glitt über die Fenſterſcheiben mit taſtenden Fingern . . .

„Hört ihr?“ fragte dann eines von uns die andern, „das iſt Meluſine, die ihre Kinder ſucht, nach ihnen ruft, um ihre Kinder jammert und weint.“ Meluſine . . . Grad iſt ſie vorbeigeflogen; meine Schweſter hat ihren weißen Schleier erblickt und ſagt ganz leiſe:

„Löſche das Licht, Aniſcha, daß ſie uns nicht ſieht; ſie glaubt vielleicht, wir ſind ihre Kinder, und holt uns.“

Ein Märchen gab's, das erzählte Aniſcha nur mir allein, weil ich ſo couragiert war. Meine Schweſter, die kleinen Brüder durften nichts hören von der „zlá hlava“; ſie hätten lang nicht einſchlafen können und ſchwere Träume gehabt.

Dieſe „hlava“, das war ein Kopf, nichts

weiter als ein Kopf, ohne alles Zubehör. Er hatte struppige Haare und einen struppigen, feuerroten Bart, Teufelsaugen und Ohren so groß, daß er sie als Flügel gebrauchen konnte. Aber nicht lange, weil er sehr schwer war und bald wieder zu Boden plumpste. Der Kopf war ein König und hatte ein Heer, und im Kriege rollte er ihm voran, eine fürchterliche Kugel, und biß den Menschen und den Pferden in die Füße, daß sie reihenweise tot hinfielen. Er hatte auch eine Königin, die neben ihm schlafen mußte auf dem selben Polster und vor Schrecken über seinen Anblick ganz weiß wurde, immer weißer, und endlich selbst ein Gespenst.

Greuliche Untaten beging die „hlava", und eine ihrer schlimmsten war, daß sie der Großmutter Anischas, als diese einmal des Nachts von einem Botengang heimkehrte, auf der Hutweide nachgerollt kam .... Die Großmutter hörte sie pusten, knirschen und schnauben und rannte! rannte! Bis zu ihrem Hause rannte sie; dort aber stürzte sie zusammen und wußte nichts mehr von sich, eine Stunde lang — o länger als eine Stunde! Am nächsten Tag ging der Großvater und mit ihm das halbe Dorf auf die Hutweide, und an der Stelle, wo die Großmutter das Scheuel zuerst pusten, knirschen und schnauben gehört, lag ein großer, runder, weißer

Stein, den — man schwor darauf — noch niemand da gesehen hatte. Nur der Hirtenbub behauptete steif und fest, daß der Stein von jeher dagewesen sei. Aber der Hirtenbub war dumm und ein halber Trottel. Der Stein wurde eingegraben, und heute noch machen die Leute einen Umweg, wenn sie an dem Platz, wo er liegt, vorüberkommen.

Ich nahm natürlich Partei gegen den Hirtenbuben. Ich wäre am liebsten gleich nach Trawnik, wo Aniscka zu Hause war, gefahren, hätte die Hutweide besucht und den gespenstischen Stein ausgegraben. Und je entsetzter Aniscka sich stellte über meine Tollkühnheit, desto mehr fühlte ich sie wachsen und verstieg mich zu den Versicherungen:

„Ach, ich möchte, ich möchte, daß die hlava einmal mir nachgerollt käme! Ich würde nicht davon laufen, o nein! o nein! Ich würde stehen bleiben — ich! Ich würde mich umsehen und der hlava dreimal nacheinander recht ins Gesicht das heilige Zeichen des Kreuzes machen. Da wäre sie gleich weg. O ich fürchte mich nicht — ich weiß nicht, wie das ist, sich fürchten; ich hab eine große Courage!"

Es war viel Geflunker bei dieser Behauptung. Ich wußte sehr gut, was Furcht sei, denn in der Furcht vor dem Papa waren meine Schwester und ich aufgewachsen. Man hatte sie uns in der Kinderstube eingeflößt durch eine Drohung, die sich nie erfüllte, stets aber wirksam blieb: „Wartet nur, ich sag's dem Papa, und dann werdet ihr sehen!"

Was wir sehen würden, blieb in ein Dunkel gehüllt, das unsere Phantasie mit Schreckbissen bevölkerte. Kein Wunder. Den Zorn unseres Vaters zu erfahren, wäre entsetzlich gewesen. Nicht nur kleinen, auch erwachsenen Leuten leuchtete das ein. So liebenswürdig Papa in guten Stunden sein konnte, so furchtbar in seinem unbegreiflich leicht gereizten Zorn. Da wurden seine blauen Augen starr und hatten den harten Glanz des Stahls, seine kraftvolle Stimme erhob sich dräuend — und vor diesen Augen, dieser Stimme hätten wir in den Boden versinken mögen, wenn wir uns auch nicht der geringsten Schuld bewußt waren.

Zum Schaden unseres Verhältnisses zu ihm ließ sich Papa in gereizter Stimmung manchmal zu dem unglückseligen Ausspruch hinreißen: „Nicht geliebt will ich sein, sondern gefürchtet!" Wie sehr er sich damit täuschte, lernten wir später einsehen; als Kinder nahmen wir die

Sache als ausgemacht an und taten ihm den Willen, weit über seine eigene Erwartung. Wir zwei Schwestern zitterten und bebten vor ihm; die Brüder waren in seiner Nähe viel unbefangener, obwohl Pepi mit ihrer Drohung, sie der Strenge Papas zu überliefern, gegen sie besonders freigebig war.

Ich erinnere mich eines Tages, an dem meine Schwester das Mißgeschick erfuhr, beim Spielen mit dem Balle eine Fensterscheibe einzuschlagen. Nun war uns die peinlichste Sorgfalt für alles Zerbrechliche, das uns umgab, zum Gesetz gemacht worden, und die arme Kleine, die sich so schwer daran vergangen hatte, geriet in sinnlose Verzweiflung.

„Der Papa! Der Papa!“ rief sie in Todesangst, kniete auf den Boden nieder, rang die Händchen, faltete sie und schluchzte herzzerreißend.

Wir umstanden sie betroffen und ratlos. Großmama, die neben uns wohnte, war auf Fritzis Geschrei herbeigeeilt, und sie und Pepinka sprachen der Armen Trost zu und bemühten sich, sie zu beruhigen. Ganz umsonst. Sie war schon blau im Gesichte, stoßweise rang sich der Atem aus ihrer Brust, in Bächen rannen die Tränen über ihre Wangen.

Großmama, sehr besorgt, tauschte leise einige

Worte mit Pepi. Dann, nach einem neuen, vergeblichen Versuch, ihre kummervolle Enkelin zu beschwichtigen, verließ sie das Zimmer. Bald darauf betrat sie es wieder, und wer kam hinter ihr hergeschritten? Der unbewußte Urheber all dieses Leids und Schreckens — der Papa.

Lautlose Stille empfing ihn. Fritzi verstummte. Keines von uns regte sich. Der Blick des Vaters glitt über die Gruppe seiner bestürzten, angsterfüllten Kinder und blieb auf der kleinen Knieenden haften. Sie war wie versteinert. Ihre prachtvollen braunen Augen starrten weitgeöffnet zum Vater empor; nur die Lippen des schmerzverzogenen Mundes zuckten. Und jetzt ließ sich eine überaus sanfte Stimme schmeichelnd, ja bittend vernehmen:

„Fritzi, meine Fritzi, weine nicht! Meine Fritzi soll nicht weinen, meine Fritzi ist ja brav. Ich hab ja meine Fritzi lieb!“ Und auf einmal sahen wir unsere Älteste hoch über uns erhoben in den Armen Papas und hörten sie wieder schluchzen, aber bei weitem nicht mehr so heftig wie früher.

Der Papa lachte: „Dummheit! Dummheit Die Fritzi hat ein Fenster zerschlagen; das macht nichts. Der Papa ist ja gar nicht bös — der Papa .... Schau her, Fritzi, schau, was der Papa tut!“

Er ließ sich ihren Ball reichen und schleuderte ihn durch das nächste Doppelfenster, dessen beide Scheiben er, wie aus der Pistole geschossen, durchflog. Eine Sekunde schweigender Überraschung und dann lag, an die Schulter des Papas geschmiegt, Fritzis selig lächelndes Gesichtchen. Sie weinte noch, aber Tränen heller Freude und Dankbarkeit. Und Papa tanzte mit seinem Töchterchen in den Armen im Zimmer herum, und wir jauchzten und jubelten ihm zu.

Ich indessen, gelehrig, wie ich nun einmal war, machte mir eine Nutzanwendung aus dieser Begebenheit.

Unser Frühstück bestand aus Milch und aus Königskerzentee, von uns Himmelbrandtee genannt. Die Blüten, aus denen er bereitet wurde, sammelten wir auf unsern Spaziergängen selbst und fanden das Getränk köstlich. Leider wurde uns der Genuß dieser Delikatesse sehr vergällt durch den Anblick der Kannen, in denen man sie auftrug. Sie gehörten zu den Überbleibseln eines Vieux Saxe-Käferservices, das heute ein Vermögen wert wäre. Damals hatte der Fluch des Veralteten sie getroffen. Auf der „herrschaftlichen Tafel" prangte modernes englisches Steingutgeschirr; die Tische der Dienerschaft und der Kinder besetzte man mit beschädigtem Vieux Saxe. Ich fand das unwürdig, ich fand, daß auch wir

etwas Modernes haben sollten, ich feindete besonders unsere Teekanne an mit ihrem defekten Schnabel und ihren grauslichen fliegenden Käfern. Der Moment schien mir, nach der Erfahrung, die wir gestern gemacht hatten, äußerst günstig, um ihr den Untergang zu bereiten.

So wartete ich nur, bis unsere Tassen alle gefüllt waren; dann holte ich aus .... Ein Schlag — die alte Kanne wankte, stürzte, und die Käfer taten ihren letzten Flug — auf den Boden.

Nun aber gestalteten sich die Folgen ganz anders, als ich es mir ausgedacht hatte. Meine Erwartung, daß Papa geholt werden und daß er sofort auch die Milchkanne zerschlagen würde, erlitt eine bittere Enttäuschung. Es kam unserer Pepinka dieses Mal nicht in den Sinn, eine höhere Instanz anzurufen. Sie wählte zur Bestrafung meines Angriffs auf die Sicherheit des Porzellans — das standrechtliche Verfahren.

○□○

Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erteilte uns Herr Volteneck, der Verwalter von Zdißlawitz. Er hatte eine rundliche Gestalt und einen an den Schläfen eingedrückten, länglichen Kopf und nahm sich von weitem aus wie ein

Zylinder mit einer kleinen Gurke darauf. Seine Leibfarben waren Braun und Gelb, braun die klugen, sanften Augen, das schlichte Perückchen, die Umgebung der unaufhörlich nach Schnupftabak verlangenden Nase und die Fingerspitzen, die ihr den aromatischen Staub zuführten. Gelb waren die kleinen Hände und das kleine Gesicht.

Die Seelenfarbe dieses Mannes aber kann nur das zarteste Apfelblütenrosa gewesen sein.

Schon unter meinem Großvater hatte er die Stelle der amtierenden Gerichtsperson auf dem Gute redlich und ehrenfest versehen und genoß allgemeine Hochachtung. Dabei war er das Stichblatt schlechter Witze, die besonders unter den Schloßleuten unkrautmäßig wucherten. Er hatte eine eigene Manier, von Zeit zu Zeit seinen Rock an der Brust mit beiden Händen zu fassen und gegen den Nacken hinzuschieben. Die Gewohnheit, behauptete man, ist ihm vom Kuttentragen geblieben, denn die Kutte hat er getragen, er ist ein entlaufener Kapuziner.

Und nun hätte er seinen ganzen Lebensgang wahrheitsgetreu darstellen, hätte urkundlich nachweisen können, daß er nie einen Tag im Kloster zugebracht, geistliche Kleidung nie getragen hatte, — alles umsonst! Sie wären nicht zu erschüttern gewesen in ihrer Überzeugung: er ist und bleibt ein davongelaufener Kapuziner.

Zum Unglück hatte der reizlose, ältliche Mann den Mut gehabt, eine hübsche, junge Frau heimzuführen, die nicht gerade pedantisch gewesen sein soll im Festhalten an der ehelichen Treue. Darüber wurde oft gespöttelt, in verhüllter Weise sogar in seiner Gegenwart. Wir wußten natürlich nicht, um was es sich handelte; aber wir sahen, daß er ausgelacht wurde, und unsere Empörung darüber war groß, denn wir liebten diesen guten, alten Menschen und langmütigen Lehrer. Wir liebten ihn schon um seiner herrlichen Schrift willen. Da war keine, von der einfachen Kurrent bis zur Kyriliza, die er nicht hingemalt hätte in unsere Zensurenbüchlein, leicht und schwungvoll, daß die Feder hinschwebte in kleinen und großen Linien, Kreisen und Ovalen, wie durstige Schwalben spielend über dem Wasser schweben.

Im Zensurenbüchlein meiner Schwester wimmelte es von „ausgezeichnet"; ich brachte es selten zu einem „sehr gut", und auch dieses war meist ganz mager hingehaucht, gleichsam der Schatten eines „sehr gut". Dabei ging es vollkommen gerecht zu. Meine Schwester konnte schon geläufig lesen, während ich noch die Kunst des Buchstabierens nicht völlig innehatte.

Papa pflegte sich selten und auch dann nur oberflächlich nach dem Fortgang unserer Studien

zu erkundigen. Ein kurzes: „Brav ſein!“ war alles, was er mir ſagte, wenn er auf ſeine Frage: „Sind ſie fleißig?“ die Antwort erhalten hatte: „Fritzi ſehr, und Marie wird es auch werden.“

Einmal aber, wie es bei ihm meiſt geſchah, machte etwas, das er oft überſehen und überhört hatte, ganz plötzlich Eindruck auf ihn.

„Werden? Oho, erſt werden?“ wiederholte er das letzte Wort, das Mama geſprochen hatte, wandte den Kopf und ſah mich an.

Es war bei Tiſche. Obenan ſaß unſere liebe Mama, unſere Großmutter zu ihrer Rechten, unſer Vater zu ihrer Linken. Dann war ein langer Zwiſchenraum an dem großen, ovalen Tiſche, und dann kamen wir zwei, meine Schweſter und ich.

„Kann ſie vielleicht noch nicht leſen? Hat im Frühjahr angefangen, lernt jetzt ſchon den ganzen Sommer und kann noch nicht leſen?“ ſetzte Papa ſein Verhör fort, und ein Strafgericht drohte aus ſeiner Stimme.

Eine Verhandlung zwiſchen ihm und Mama folgte. Unſere Großmutter ſchwieg; ſie miſchte ſich nie in eine Beratung der Eltern, die uns betraf.

Es iſt mir ſpäter klar geworden, daß Papa die „Methode“ des Herrn Verwalters angezweifelt

und den Besitz einer besseren — sich selbst zugeschrieben hat. Zu meinem Entsetzen, zur — ich bemerkte es wohl! — stillen Unzufriedenheit Großmamas befahl er mir, morgen früh zu ihm zu kommen. „Allein", schloß er nachdrücklich.

Das war ein Wort!

Wir betraten immer nur in corpore die Zimmer Papas zum Guten-Morgen- und zum Gute-Nacht-sagen. Damals war nur ein Flügel an das Schloß angebaut; in dem befand sich unsere Wohnung. Die Papas lag am andern Ende der langgestreckten Front. Ihre Zimmer mündeten auf einen geschlossenen Gang, den wir täglich zweimal durchwanderten. Seine Fenster sahen auf den Hof; der Blumenhof hieß er, und er verdiente seinen Namen, denn er war von Blumengruppen und von hohen, mit blühenden Topfpflanzen besetzten Gestellen umschlossen. Aus dem Hofe führte ein breites Tor, das immer weit geöffnet blieb, in eine tiefschattige, von vier Reihen herrlicher Lindenbäume gebildete Allee. Als ich ein Kind war, da strotzte noch ihr Gezweige von Saft, da waren ihre Blätter hellgrün und weich wie Samt und ihre Blüten voll süßen Duftes. Damals prangten sie in ihrer Vollkraft. Aber Höhe ist Wende. Heute wehren ihre Wipfel den Sonnenschein nicht mehr völlig ab. Er dringt durch das dünn gewordene Laub

und wirft den dunklen Stämmen goldige Lichter vor die Füße, wie spielend, wie übermütig fragend: „Seht ihr? da sind wir nun doch!“ — Einst, wenn der Wind sich durch die Unzahl der Blätter drängte, da gab's ein weiches Rauschen, ein sanftes, harmonisches Flüstern. Anders ist das jetzt. Anders als in den jungen spielt der Wind in den alten Bäumen. Die Stimmen sind rauh, die er in ihnen erweckt. Ein Knistern und Knarren durchläuft das Geäst; da und dort zerbricht ein dürrer Zweig und fällt . . .

Auf dem Wege zu Papa begleitete uns die Kinderfrau und wartete im Vorzimmer auf unsere Rückkehr.

Wenn wir in der Frühe bei unserem Vater eintraten, saß er an seinem Schreibtisch, mit dem Rücken gegen die Tür, hatte große Wirtschaftsbücher vor sich liegen, rechnete und schrieb. Wir wurden meistens freundlich empfangen, küßten ihm eines nach dem andern die Hand, beantworteten seine Frage: „Seid's brav?“ immer bejahend und so auch die bald darauf folgende: „Ist die Pepi da? Gut also, also geht.“

Manchmal durfte er in seiner Arbeit nicht unterbrochen werden. Da hieß es: „Seid ruhig, wartet.“ Man wartete, rührte sich nicht und hatte Zeit, sich mit schüchterner Neugier im Zimmer umzusehen. Es kam mir größer vor

als alle anderen im Hause, und jeder Gegenstand darin hatte etwas Eigentümliches und erregte mein ganz besonderes Interesse. Wie merkwürdig war schon der Lüster, der an vergoldeten Ketten von der Decke niederhing! Eine flache, mattgrüne, mit Arabesken aus Bronze geschmückte Schale. Aus ihr heraus streckten sich sechs magere, sehnsüchtige Arme und trugen in ihren Händen tulpenförmige kleine Urnen, aus denen vergilbte Wachskerzen emporragten. Einen sehr ernsten Eindruck machten die schwarzen Möbelgestelle, der umfangreiche, schwarze Schreibtisch und die Schwärze der ganzen Gesellschaft von Schränken und Etageren.

Über dem Kanapee, das rechts an der Längswand stand, hing ein Bild, das ich mit dem Blick eben nur zu streifen wagte, weil mir sonst heiße Tränen in die Augen schossen.

Es war eine schöne Radierung und stellte einen Invaliden der grande armée vor, einen alten Mann in verbrauchter Uniform. Er saß auf einem Bänkchen vor einer niedrigen Hütte. Sein kahles Haupt war gebeugt, seine Arme lagen auf den ausgespreizten Knieen; er hielt sein Taschentuch in den Händen und ruhte aus von einer traurigen Arbeit. An der Wand neben ihm lehnte die Schaufel, mit der er eine Grube gegraben hatte für einen treuen

Gefährten — seinen Hund. Der lag zu seinen Füßen, das gebrochene Auge noch auf den Herrn gerichtet. — „Ich habe dich schwer verlassen", schien es zu sagen, „aber ich mußte fort; es war ja hohe Zeit. Sieh mich nur an, lieber Herr. Bin ich nicht zum Kinderspott geworden, so alt und abgezehrt und häßlich? Mut, lieber Herr, steh auf und lege mich in die Grube, die du für mich gegraben hast. Ich werde da schlafen, und — Hunde träumen ja, weißt du — träumen, daß wir wieder jung sind, wir zwei, und schön und gesund. Entschließ dich, lieber Herr . . ."

Endlich wird der Invalide doch aufstehen, nach der Schaufel greifen und den guten Hund begraben und dann keinen Freund und keinen Kameraden mehr haben und nichts mehr auf der Welt . . .

Noch andere Bilder hingen an den Wänden, Radierungen und Kupferstiche, lauter Erinnerungen an die Feldzüge gegen Frankreich, die unser Vater mitgemacht hatte, an Erzherzog Karl und an Napoleon. Und auf dem Schreibtisch befand sich ein Aquarellbildchen und stellte drei hübsche Offiziere in Uniform, drei junge Hauptleute, dar: unseren Vater und seine zwei Brüder, und diese seine zwei Brüder waren vor dem Feinde geblieben.

„Vor dem Feinde geblieben.“ Ich hörte das ſagen und fragte mich, was es bedeuten ſollte. Es ſchien etwas Trauriges und Schönes zu ſein. Papa ſprach es immer in ſehr ernſtem und ſehr ſtolzem Tone aus. Und auch das wirkte ergreifend auf mich und trug dazu bei, die ehrfürchtige Scheu zu erhöhen, mit der ich in ſeinem Zimmer ſtand.

Und nun galt's, wie Papa geſtern befohlen hatte, mich allein in ſein imponierendes Bereich zu begeben. Mama begleitete mich bis zur Schwelle des Eingangszimmers, blieb dort ſtehen und machte mir, als ich mich nach einigen Schritten umwandte und ihr Lebewohl zuwinkte, ein Zeichen, vorwärts zu gehen und dann anzuklopfen. Ich tat's, und: „Herein!“ tönte es mir laut und barſch entgegen.

Ein ermutigender Empfang wurde mir nicht zuteil. Papa reichte mir zwar die Hand zum Kuſſe, ließ aber vom Moment meines Eintretens an fortwährend ſeinen Blick forſchend und ſtreng auf mir ruhen und fragte endlich:

„Was iſt dir denn? Was machſt du für ein Geſicht? Mir ſcheint, du fürchteſt dich. Du

haſt ein ſchlechtes Gewiſſen. Wer kein ſchlechtes Gewiſſen hat, fürchtet ſich nicht."

Nun war das Unglück fertig.

Nun mußte ich ja überzeugt ſein, daß ich ein ganz elendes Gewiſſen hatte, denn wahrhaftig, ich zitterte vor Angſt.

Ach, es war danach! Alles war danach. Was lag auf dem großen, ſchwarzen Schreibtiſch, auf dem Platze, den ſonſt die Wirtſchaftsbücher einnahmen? Eine Fleißarbeit Papas. Bewunderungswürdig im Grunde. Viereckige Blättchen von gleicher Größe aus Kartenpapier. Man ſah ihnen die Sorgfalt und militäriſche Pünktlichkeit an, mit der ſie zugeſchnitten und reihenweiſe in gleichen Abſtänden von einander geordnet worden waren. Jedes einzelne von ihnen trug ein dick und deutlich ausgeführtes Zeichen. Ein gut gekanntes und gut gehaßtes Zeichen — einen Buchſtaben.

„Was iſt das?" fragte Papa und wies, nicht ohne Wohlgefallen, auf das kleine papierne Pikett vor ihm.

Ich meinte, es ſeien Buchſtaben.

„Ja, ja, Buchſtaben, natürlich. Aber das Ganze da — das Ganze!"

„Buchſtaben ... viele Buchſtaben ..." Bei den Buchſtaben blieb ich. Wie die Familie heißt, wenn ſie vollzählig verſammelt iſt, wußte ich

nicht. Ich wußte überhaupt bald gar nichts mehr, nicht einmal ein A von einem J zu unterscheiden und auch nicht, ob ich lachen oder weinen sollte, als Papa ein geringschätziges: „J! A!“ ausstieß.

Der einzelnen Vorgänge bei diesem denkwürdigen Examen kann ich mich nicht mehr erinnern. Nur einer großen Verwirrung, die in den Reihen der schnurgerade aufmarschierten Kärtchen eintrat, entsinne ich mich: sie wanden sich wie Schlangen, sie tanzten, bildeten Gruppen, stoben davon nach allen Richtungen. Und dabei deutete Papas Finger unbeweglich auf eine Stelle, die für mich abwechselnd von einem a, einem b, einem r besetzt war. Einen Buchstaben um den andern nannte ich, riet und riet und erriet nicht. Die Qual dauerte lang. Mein armer Papa, der Selbstbeherrschung doch so ungewohnt, nahm sich zusammen, wiederholte die selbe Frage mehrmals, ohne die Stimme allzusehr zu erheben. Die meine aber wird wohl zuletzt gar keinen Laut mehr gehabt haben. Ich vermochte trotz aller Anstrengung nicht, auch nur ein vernehmliches Wort über die Lippen zu bringen und nahm in hilfloser Bestürzung das Urteil entgegen, daß ich — ein großes Mädel von fünf Jahren — mich mit Schande beladen habe. Der kurze Spruch Papas schloß mit dem Befehl: „Hinaus!“

Ich besorge sehr, ihn mit unanständiger Geschwindigkeit und ohne Abschiedsgruß erfüllt zu haben.

Noch hatte ich auf meinem Rückzug das Eingangszimmer nicht durcheilt, als Papa mir nachkam, die Tür vor mir öffnete, mich hinausschob und mit einem raschen Wurf das ganze Alphabet über mich ausstreute. Dann flog die Tür hinter ihm zu, und ich kauerte auf dem Boden, sammelte hastig die Kartenblättchen in meine Schürze und lief, so rasch ich konnte, davon.

Und nun muß ich sagen: Dieser Buchstabensprühregen, den mein Vater mir damals nachschickte, ist die einzige „Gewalttat" gewesen, die ich je durch ihn erfuhr. Seine Hand hat mich nie unsanft berührt, er hat seine Stimme nie laut gegen mich erhoben, dieser fürchterliche, liebe, gute Papa.

Wie oft höre ich junge Leute und Kinder sogar behaupten: „Bei mir richtet man nur mit Güte etwas aus, aber mit Strenge nichts." Das kommt mir vor, wie wenn eins sagte: „Vom schmeichelnden Lüftchen lasse ich mich allenfalls dirigieren, dem Orkan trotze ich."

Du armes Reislein!

Ein Zornesausbruch unseres im Grund der

Seele so guten Vaters schloß jeden Gedanken an Widerstand aus. Ob sich ein solcher Ausbruch zu dem, was ihn veranlaßt hatte, in einem halbwegs erklärlichen Verhältnis befand, die Frage stellten wir uns nicht. Wir meinten, daß man an der Handlungsweise seines Vaters Kritik nicht üben kann. In späteren Jahren verwandelte das „kann" sich in ein „darf". — Einem jungen Menschen von heute muß es schwer fallen, unsere Empfindungsweise zu begreifen. Es gibt ja kaum etwas, das sich in einer Zeit, die ich zu überdenken vermag, so verändert hätte wie die Art des Verkehrs zwischen Eltern und Kindern.

Wenn unsere Großmutter von ihrer Mutter sprach, sagte sie: „unsere Allergnädigste" und neigte leise das Haupt. Unsere Mutter sagte „Sie" zu ihrem Vater. Er war ihr geistiger Führer, ihr alleiniger Lehrer. Von ihrer Hand beschriebene Hefte, die sich bei uns zu Hause in der Bibliothek erhalten haben, geben Zeugnis von dem Ernst und der Gründlichkeit der Studien, die er sie treiben ließ. Aus jeder Zeile ihrer auch noch vorhandenen Briefe an ihn spricht unbegrenzte Ehrfurcht. Wir standen mit unserem Vater auf dem Duzfuße; er war aber ungefähr von der Sorte, auf dem sich das russische Bäuerlein mit dem Väterchen in Petersburg befindet.

Von einer Seite ein unbeschränktes Machtgefühl, von der anderen Unterwürfigkeit. Heute ist das anders. Die Jugend steht obenan; sie wertet und entwertet. Das Alter sieht bewundernd oder grollend zu. Ich staune nur, wie rasch es abdiziert hat. Komisch fast ist die Eilfertigkeit, mit der es sich in die Ecke drückt, um dem vorbeibrausenden Zug der Jugend nur ja nicht im Wege zu sein. Dankbarkeit erhellt die Gesichter der Eltern, wenn ihre Söhne oder ihre Töchter auf der Jagd nach Brot, nach Glück, nach Ruhm einen Augenblick Halt machen, um den Alten einen Lappen ihrer kostbaren Zeit zu schenken. Und auch gute moderne Kinder haben dabei doch das Gefühl eines Zugeständnisses, das sie den unmodernen Eltern machen.

Es ist so, und je tiefer ins Greisenalter ich hineingerate, um so mehr Hochachtung bekomme ich vor dem, was ist. Mein Vater hätte sich zu ihr nie bequemt; was in seinen Tagen für das einzig Rechte und Gehörige galt, sollte in allen Tagen dafür gelten. Er hatte von Kind auf Subordination geleistet, hatte sie von seinem Jünglingsalter an pflichtgemäß zu fordern gehabt. Gehorsam! Wie ferner Donner rollte das r am Schluß der zweiten Silbe, wenn er dieses Wort befehlend aussprach.

Wie seine beiden Brüder, Josef und Fritz, war unser Vater Zögling der Theresianischen Ritterakademie gewesen und hatte sie verlassen, um Kriegsdienste zu nehmen. Josef, den Ältesten, traf bei Dresden 1813 die tödliche Kugel. Der Jüngste, Fritz, fand vor Parma 1814 einen Heldentod. Unser Vater, bei einer glänzenden Waffentat in der Nähe von Cléry an der Loire schwer verwundet, geriet in französische Gefangenschaft. Im Jahre 1816 trat er, noch nicht völlig hergestellt, in den Ruhestand. Das militärische Wesen, die gerade Haltung, den strammen Gang behielt er bis ins höchste Alter bei. Mit einem großen Vorrat an positivem Wissen hatte er sich nicht beladen und lebte in dieser Beziehung sozusagen von der Hand in den Mund. Doch litt er dabei keinen Mangel. Sein guter, klarer Verstand, sein Schönheitssinn, seine Schlagfertigkeit und Beobachtungsgabe ließen ihn nie im Stiche. Er verzichtete gern auf vieles, das sich erlernen läßt, weil er reich war an vielem, das sich nicht erlernen läßt. Er hatte Sinn für Poesie und war ein Freund der Musik; nur durfte sie nicht zu ernst sein. Vor allem aber war er ein Freund des Theaters, und für ihn wie für so viele ist das Burgtheater ein mächtiges Bildungsmittel gewesen. Bis kurz vor seinem Tode blieb er ein treuer Besucher des geliebten

alten Hauses. Die Aufführung eines klassischen Stückes „in der Burg" versäumte er nie und verließ seine Loge nicht, bevor das letzte Wort gesprochen und der Vorhang gefallen war. Dabei schämte er sich aber durchaus nicht, zu gestehen, daß kein noch so großes „Vergnügen an tragischen Gegenständen" ihm die Wonne aufwog, ein Theaterstück Raimunds aufführen zu sehen. Raimund stand von allen Dramatikern seinem Herzen am nächsten. Und wie viel von seiner liebe- und verständnisvollen Sympathie für das Wesen, für das Schaffen, für den ergreifend wehmütigen Humor unseres altösterreichischen Dichters hat er uns vererbt! Lange bevor wir ins Theater geführt wurden, hatten wir die Bekanntschaft des Verschwenders, des Herrn Rappelkopf, des Barometermachers auf der Zauberinsel gemacht und verdankten sie den Erzählungen unseres Vaters, die er so gern und so oft wiederholte. Sein Reichtum an Geschichten und Anekdoten war unerschöpflich. Es gab ihrer von allen Sorten, lustige und traurige. Es gab auch lange, komische Gedichte, von denen wir nie mehr als den Anfang zu hören bekamen. Das Schönste, uns Liebste blieben aber doch immer die Erzählungen Papas von seinen Erlebnissen während der Kriegsjahre. Schlicht, einfach und klar brachte

er sie vor, mit edler Bescheidenheit. Der Ausdruck seines Gesichtes wurde mild und weich, und seine Augen, die er fest auf einen Punkt in der Ferne richtete, trübten sich, wenn er seiner Brüder gedachte. Ich habe im Ohr noch den Klang der Stimme, mit dem er von dem letzten Zusammentreffen mit ihnen sprach, das ihm beschieden gewesen war. Der nächste Morgen trennte sie; in wenigen Tagen standen sie alle vor dem Feinde. Josef, schon mehrmals verwundet und nur notdürftig geheilt, hatte Todesahnungen. Fritz sprach übermütig: „Die Kugel, die mich trifft, ist noch nicht gegossen!“ Mein Vater forderte beide zu einem feierlichen Gelöbnis auf: „Der zuerst fällt, gibt den Überlebenden ein Zeichen. Wenn eine Möglichkeit dazu vorhanden ist, geschieht's“. Sie schworen es sich zu: Der fällt, grüßt die Überlebenden. Aus dem Jenseits grüßt eine Liebe, die stärker ist als der Tod.

Zwei der Brüder waren hinübergegangen, und der dritte hatte gehofft und geharrt und sich nach dem verheißenen Zeichen gesehnt. Es kam nicht — es konnte nicht gegeben werden . . . Den Behauptungen eines Verkehrs mit Verstorbenen setzte mein Vater den schroffsten Unglauben entgegen: „Es führt kein Weg von drüben zu uns, sonst hätten meine Brüder ihn gefunden,“ sagte er.

Unter den vielen „Geschichtchen", an denen wir uns nicht satt hören konnten, zeichnete sich besonders das von dem kleinen französischen Herrn mit dem blauen Mantel aus. Sein Schauplatz war Troyes. Dort hielt an einem kalten Märzmorgen der Zug der Gefangenen, die man nach der Normandie brachte, eine kurze Rast. Viele Leute eilten herbei, um ihn zu sehen; die Verwundeten erregten besondere Aufmerksamkeit. Der Leiterwagen, in dem man meinen Vater mit anderen Blessierten auf Stroh gebettet hatte, wurde umdrängt; Neugierige kamen herbei, Männer und Frauen — auch junge, hübsche. Peinlich für Einen, der gewöhnt war, jungen Frauen ganz andere als mitleidige Gefühle einzuflößen. Und gerade er sah wohl unter allen Leidensgefährten am bedauernswürdigsten aus. Marodeure hatten ihn ausgeplündert, als er bewußtlos auf dem Schlachtfelde lag. Seine Wunden schmerzten, Fieberfröste schüttelten ihn, mühsam richtete er sich auf. Sein Blick wandte sich von den Leuten, die ihn umgaben, ab und begegnete dem eines kleinen, alten Herrn, der in einiger Entfernung am Eingang eines Hausflurs stand. Er trug einen blauen Mantel mit schwarzem Kastorkragen, der am Halse mit einem Kettchen aus Stahl geschlossen war. Langsam löste der kleine alte Herr das Kettchen, schritt auf

meinen Vater zu, nahm den Mantel von den Schultern und reichte ihn dem freudig Überraschten mit dem einzigen Worte: „Tenez!“

Er wartete den Dank nicht ab, er war gleich wieder in seinem Hausflur verschwunden.

Das war eine Wohltat, dieser fadenscheinige Mantel, dessen Eigentümer nicht danach aussah, als hätte er viele überflüssige Kleidungsstücke zu verschenken. —

Lieber, kleiner, alter Herr aus Troyes, dein Geschenk war königlich, deine ärmliche Spende so reich! Im Lichte bleibt dein Andenken für uns, die wir als Kinder dich verehren lernten.

Die Gefangenen kamen am Hauptquartier Napoleons vorbei. Sie sahen den Imperator. Er war zu Pferde, sehr blaß, prachtvoll sein Cäsarengesicht, die Gestalt schwer und aufgedunsen. Mit einigen der Unglücklichen im Zuge sprach er und ließ ihnen Geld reichen. Mein Vater erhielt dreihundert Francs, die ihm sehr zugute kamen während seiner Internierung in Caen. Dort fand er sich vortrefflich aufgehoben bei einem braven, alten Ehepaare. Auch für diese beiden Leute hegte er eine unaussprechliche Dankbarkeit und konnte die soupe à l'oignon nicht genug loben, die zu kochen seine Hausfrau verstand. Als seine Wiederherstellung fortschritt und er auch feste Nahrung zu sich nehmen durfte,

kaufte er ein Messer, mit dem er Brot in die Suppe einschnitt, ein großes Taschenmesser mit grauer Hornschale und mehreren Klingen. Es hat immer auf seinem Schreibtisch gelegen, und man brauchte es nur mit der Fingerspitze leise anzutippen und zu sagen: „Nicht wahr, Papa, das hast du in der Normandie gekauft?“ Alsbald waren die alten Erinnerungen alle geweckt, und er ließ sie vor uns aufsteigen in deutlichen, farbigen Bildern. Wir sahen den Hauptmann Dubsky für tot auf dem Kampfplatz bei Cléry liegen, sahen die Marodeure herankommen, die ihn ausplünderten und ihn ganz tot gemacht hätten, wenn er nicht auf einige Worte, die sie an ihn richteten, in ihrer Sprache geantwortet hätte. „Laisse le vivre, il parle français“, sagte einer zum andern. Dann wurde er auf einen Wagen gehoben und fortgeführt in Feindesland. — O, wie litten wir mit ihm und sorgten jedesmal von neuem, daß es ihm nun schlecht ergehen werde! Aber bald kam trostreich der blaue Mantel zum Vorschein und imponierend der Anblick des Kaisers Napoleon und endlich zur Erquickung die soupe à l'oignon.

Wie unser Vater hielten auch wir seine Erinnerungen hoch in Ehren und stimmten ihm von Herzen bei, wenn er eine summarische Verurteilung der Franzosen nicht duldete. Er sprach

immer mit der größten Anerkennung von ihnen, gegen die er jahrelang im Felde gestanden hatte. Es war damals allgemein so üblich: man schoß den Feind tot, aber man verleumdete ihn nicht.

Mein Vater besaß in hohem Grade die männliche Tugend der Gerechtigkeit. Eigensinn kannte er nicht. Wenn er, hingerissen von seinem leidenschaftlichen Temperament, ein zu hartes Urteil gefällt, eine zu strenge Strafe diktiert hatte, ruhte er nicht, bevor es ihm gelungen war, seine Schuld glänzend gutzumachen. Die Lüge verabscheute er, und daß man feig sein könne, begriff er nicht. Nicht einmal den Frauen verzieh er Furchtsamkeit, und was andere in Schrecken versetzt, löste bei ihm eine Wallung des Zornes aus. Viele starke und überzeugende Beispiele wüßte ich davon zu geben, doch will ich nur ein kleines anführen, weil es so charakteristisch ist.

In Zdißlawitz wurde das Eintreffen eines Trupps ungarischer Ochsen erwartet, die zur Mast eingestellt werden sollten. Wir Kinder hatten uns im Meierhof eingefunden, um ihren Einzug mitanzusehen. Papa beorderte uns auf die Rampe den Stallungen gegenüber und blieb

mit den Beamten in der Nähe des breiten Hoftores stehen. Eine Staubwolke kündigte das Herannahen der Fußreisenden an. Sie kamen, geleitet von ihren Treibern, wegmüde, die ganze Herde mit den riesigen, spitzen Hörnern, den breiten Köpfen, mageren Leibern, eingefallenen Flanken. Der Burggraf, ein großer, stattlicher Mann, trat an die Tiere heran, rief den Treibern, den Stalleuten Befehle zu. Auf einmal hörte man ihn ein Angstgebrüll ausstoßen und sah ihn entfliehen ... Die übrigen Beamten stoben auseinander wie Spreu, in die ein Windstoß fährt. Ein Ochse war wild geworden und stürzte schnaubend, den Kopf gesenkt, den Schwanz emporgereckt, auf den Platz zu, den sie früher eingenommen hatten, und auf dem mein Vater jetzt allein stand. — Er aber, empört über die Frechheit des Gastes, sprang ihm entgegen, schwang das Spazierstöckchen und rief mit drohender Stimme: „Na — du!"

Uns stockte der Atem. Die erschrockenen Treiber schrien und ließen ihre Peitschen knallen. Der aufgeregte Sohn der Steppe besann sich, bog aus und schloß sich wieder seinen Gefährten an.

Noch eine Eigenschaft darf ich meinem Vater nachrühmen: die Treue. Wer seine Liebe errungen hatte, dem blieb sie ein unverlierbarer Besitz. Seine Frau war für ihn die einzige

in der Welt. Leicht mochte er freilich auch der geliebteſten das Leben nicht gemacht haben; dazu war er zu ſehr Kampfnatur, dem raſchen Wechſel ſeiner Stimmungen zu ſehr unterworfen. Die Ausgeglichenheit fehlte und auch der feine Blick für die Vorgänge im Gemütsleben ſelbſt derer, die ihm am nächſten ſtanden. Aber — nehmt alles nur in allem — er war ein Mann mit warmem Herzen, ſtark an Leib und Seele.

Im Jahre 1825 verheiratete ſich mein Vater mit der verwaiſten Tochter des in Öſterreich unvergeſſenen, um unſere Kunſtinduſtrie hochverdienten Freiherrn von Sorgenthal. Die Ehe war von kurzer Dauer. Seine anmutige, kleine Frau verließ ihn bald.

Er hat ſie, dankbar für die ſchwärmeriſche Liebe, die ſie ihm entgegenbrachte, innig betrauert, ein volles Glück aber doch erſt in der Verbindung mit ſeiner zweiten Frau, meiner Mutter, gefunden. Liebreich und ſorgſam hat ſie alles Gute und Edle in ihm gehütet und entfaltet, hat mit kluger, ſanfter Hand die Mängel ſeines Weſens in den Schatten gedrängt und ſeine Rauhigkeiten zu mildern geſucht. Die Jahre, in denen ſie an ſeiner Seite geſtanden, bildeten die Krone ſeines Lebens, und er hat die Erinnerung an ſie heilig gehalten.

Nach ihrem Tode, der völlig unerwartet

eintrat, rang er mit der Verzweiflung und wollte dem Leben ein Ende machen, das ihm fortan unerträglich erschien. Ein Zufall, die Dazwischenkunft eines Verwandten, der ihm die schon geladene Pistole entwand, vereitelte den unseligen Entschluß. Einige Wochen nach dem furchtbaren Verluste schrieb mein Vater an seine Schwester nach Wien: „Wie überglücklich bin ich gewesen! Sichtbarlich vom Himmel begünstigt, hatte ich alle Ursache zu fragen: Gibt es wohl einen glücklicheren Menschen auf dieser weiten Erde denn mich? Anders sieht es nun in mir aus. Aus allen meinen Himmeln geworfen, kann ich nun fragen: Wo ist wohl mehr Schmerz, Kummer und Leiden zu finden als in meinem Herzen, welches statt des ihren hätte aufhören sollen zu schlagen, da für meine armen Kinder der Verlust des Vaters gegen jenen einer solchen Mutter, wie meine Marie war, sowohl in der Gegenwart wie in der Zukunft bei weitem weniger empfindlich gewesen wäre!“

Die Zeit verging und übte ihre unwiderstehliche Macht aus. Der Daseinswille, die Sehnsucht nach einer Häuslichkeit erwachten von neuem; er kam zu dem Schlusse: „Wenn der Himmel mir mein Haus niederreißt, muß ich es mir wieder aufbauen.“ So hat er denn auch das seine wieder aufgebaut, und abermals wurde

es ihm nach kurzer Zeit zerstört. Erst seinem vierten Ehebunde war eine lange Dauer beschieden.

Er stand in hohem Greisenalter, als ihm sein Daheim mit grausamer Raschheit noch einmal verödet wurde. Und wenn dieser letzte schmerzvolle Schlag ihn auch in allen Seelentiefen erschütterte, fand der schwer Heimgesuchte allmählich doch seine Fassung und seine Kraft wieder. Sie wankte keinen Augenblick, als die Anzeichen des herannahenden Endes sich einstellten. Er hatte dem Tod in Jünglings- und in Mannesjahren so oft ins Auge geblickt; mit großer Ruhe, in tiefem Frieden sah er ihm nun entgegen. Als treuer Hausvater nahm er mit guten Worten Abschied von jedem einzelnen seiner Angehörigen und von jedem seiner Diener.

Der Priester, der ihm die letzte Wegzehrung gereicht hatte, wandte sich vom Sterbebette zu uns und sprach: „Ihr Vater stirbt wie ein braver Soldat."

Von diesem, in wenigen Zügen nur entworfenen Bilde eines Starken, wende ich mich wieder den kleinen Erlebnissen seiner Kinder zu

Als meine Schweſter ihre Wanderung ins ſechſte und ich die meine ins fünfte Lebensjahr zurückgelegt hatte, ſollten wir eine Gouvernante bekommen.

Es war Spätherbſt, und wir waren in Wien, und ſchon ſeit längerer Zeit hatte Pepinka ihre Drohungen mit den Strafgerichten Papas in Drohungen vor den Strafgerichten der Gouvernante umgeſetzt.

„Wartet nur, was euch die Gubernante tun wird!“ hieß es jetzt beim geringſten Anlaß zur Unzufriedenheit, den wir ihr gaben.

Kein Wunder, daß wir der Ankunft der neuen Machthaberin ohne Begeiſterung entgegenſahen.

Zu dem großen Ereignis wurden geziemende Vorbereitungen getroffen.

Unſer wartete eine Art Proſerpina-Schickſal. Schlafen ſollten wir nach wie vor bei der Kinderfrau, tagsüber jedoch bei der Gouvernante bleiben in ihrem eigens für ſie eingerichteten Zimmer. Es war kein Prachtgemach! Es hatte die Ausſicht auf einen mit Glasfenſtern verſehenen Gang, der das Haus auf der Hofſeite umlief. Nicht der geringſte Ausblick ins Freie bot ſich dem Fräulein; Zerſtreuung konnte ihr nur die Betrachtung ihrer neuen Möbel bieten. Unter ihnen zeichnete ſich ein großes Kanapee aus, das durch

eine kunstreiche und zu jener Zeit noch ungewöhnliche Einrichtung spielend leicht in ein bequemes Bett umgewandelt werden konnte.

Ach, du lieber Gott! Auf diesem Kanapee werden wir neben der „Gubernante" sitzen müssen den ganzen Tag. Und den ganzen Tag wird sie uns erziehen, und wir werden von allem, was sie zu uns sagt, kein Wort verstehen, denn sie spricht nur Französisch, so eine „Gubernante". Das alles sagte Pepinka, um uns recht angenehm vorzubereiten zum Empfang ihrer Nachfolgerin.

Sie kam, und als Mama uns zur Begrüßung zu ihr führen wollte, machte ich eine Szene, schrie und heulte und mußte über die kleine Stiege, die aus der Kinderstube ins Gouvernantenzimmer führte, getragen werden.

Wie freudig bin ich seitdem alle Morgen die fünf Stufen der selben kleinen Treppe hinabgehüpft, um gleich nach dem Frühstück zu Mademoiselle Hélène zu eilen! Wie bald haben wir sie liebgewonnen, diese Dritte im Bunde der Vortrefflichen, die unsere Kindheit schön und glücklich gemacht haben. Einige Jahre unserer

Kindheit, sollte ich sagen, denn gar bald haben zwei von ihnen uns verlassen.

Mademoiselle Hélène Hallé war unsern Eltern durch die Gräfin Saint-Aulaire, die damalige französische Botschafterin, empfohlen worden. Sie stammte aus gutem Hause und war eine äußerst sympathische Erscheinung. Eine große, junge Dame mit durchsichtigem, rosigem Teint, rötlich-blonden Haaren und sanften, blauen Augen. Sanft und ruhig war auch ihre liebe Art und Weise. Sie gewann, ohne im geringsten darum zu buhlen, das Wohlwollen aller Hausgenossen, sogar das unserer eifersüchtigen Pepinka. Reinste Freude bot uns der Umgang mit ihr; eine „leçon“ war helle Unterhaltung. Nach kurzer Zeit konnten meine Schwester und ich Französisch reden und lesen. Im Herbste noch, noch in Zdißlawitz, war es mir plötzlich und fast mit Leichtigkeit gelungen, den Inhalt deutscher Bücher zu enträtseln. Die Unterrichtsstunde bei Papa hatte doch wunderbar rasch gute Früchte getragen, und so standen nun geöffnet vor mir die Pforten zweier Weltliteraturen.

Aber nicht bloß Gelehrsamkeit galt es zu erwerben — auch mit „weiblichen Handarbeiten“ sollte ich mich befassen: ich sollte stricken lernen. Warum mir das als eine Schmach erschien, ist mir heute noch unerklärlich. Ich wehrte mich

heftig und lange, doch wurde mein Widerstand endlich besiegt. Der Abscheu, den ich vor der Strickkunst empfand, endete mit der Herstellung von Strumpfbändern für meine geliebte Mama. Sie waren das Mißratenste, was je auf diesem Gebiete geleistet worden; aber die größten Meisterwerke hätten nicht freudiger empfangen werden können als das klägliche Paar. Mit welcher Zärtlichkeit schloß mich Mama in ihre Arme und wischte mir die Tränen ab, die ich vergoß, indem ich ihr das Zeichen meiner Unterwerfung auf den Schoß legte!

Das Weihnachtsfest war nahe, wir konnten die Tage bis zum 24. Dezember schon an den Fingern abzählen, als sich etwas begab, das uns in die größte Aufregung versetzte. Vor unsern Nasen gleichsam verschwanden unsere Puppen. Auf einmal waren alle fort. Eine vollständige Puppenauswanderung hatte stattgefunden.

Das Bett, in das Fritzi gestern noch ihre älteste Tochter, die große Christine, schlafen gelegt hatte, — leer. Die Angehörigen Christinens hinweggefegt, als ob sie nie dagewesen wären. Meine blonde Fanchette, die freilich von der Blondheit nur noch den Ruf besaß — denn eine geduldige Friseurin war ich nicht —, ebenfalls unauffindbar. Wir kramten vergeblich nach ihr in unsern Laden, durchforschten alle Schränke

und Winkel. Wir liefen ins Kinderzimmer und klagten die armen kleinen Brüder des Raubes unſerer Puppen an. Daß wir auch im vorigen Jahre kurze Zeit vor Weihnachten den ſelben Jammer erlebt und dann unter dem Chriſtbaum ebenſo viele Puppen, als wir vermißt hatten, mit glänzend lackierten Geſichtern, reichem Gelock und ſchön gekleidet ſitzen ſahen, fiel uns nicht ein. O, wir waren dumme Kinder! Ich glaube nicht, daß es heutzutage noch ſo dumme Kinder gibt.

Pepinka, ärgerlich über die Nachgrabungen, die wir nun auch in dem von ihr beherrſchten Reiche zu unternehmen begannen, ließ ſich zu einem unvorſichtigen Worte hinreißen. „Geht, geht! ſucht eure Puppen dort, wo ſie ſind.“

„Weißt du, wo ſie ſind? . . . Ja, ja, du weißt es! Wo ſind ſie?“ Wir ließen nicht nach, gaben ihr keine Ruhe, bis ſie endlich, um uns loszuwerden, ſagte:

„Die kleine Greislerin hat ſie geſtohlen. Grad iſt ſie mit der Chriſtine über die Gaſſe gelaufen.“

Geſtohlen alſo! unſere Kinder geſtohlen! durch die kleine Greislerin — o das leuchtete uns ein. Der konnte man alles Schlechte zutrauen. Ihre Mutter hatte einen Laden, gerade unter einem der Fenſter des Kinderzimmers. Wir kauften dort die Glas- und Steinkugeln,

mit denen wir eine Art Kriegsſpiel ſpielten. Von der Mutter erhielten wir immer fünf Stück für einen Kreuzer, von der Tochter nur drei. Genügte das nicht, um uns ein Licht aufzuſtecken über das ganze Weſen dieſer Perſon? Sie, natürlich, war die Puppenentführerin, ſie lief herum mit der Chriſtine, an ihr mußte Rache genommen werden. Es mußte! ich war Feuer und Flamme dafür, und es gelang mir, meine Schweſter davon zu überzeugen. Auch die ſanfteſte Mutter kann grauſam werden, wenn es Kindesraub zu beſtrafen gilt. Am liebſten würden wir die Miſſetäterin durchgeprügelt haben — woher aber die Gelegenheit dazu nehmen? Sie bei der Frau Greislerin verklagen? Ach, die tut ihr nichts, die fürchtet ſich ſelbſt vor ihr. Was alſo ſoll geſchehen? Was für ein Geſicht ſoll unſere Rache haben? Ein ſchwarzes! machten wir endlich aus. Es war beſchloſſen, was der Diebin geſchehen ſoll: Wir werden ihr Tinte auf den Kopf gießen.

Pepi war ins Nebenzimmer zu den Kleinen gegangen und hatte die Tür geſchloſſen; wir glaubten unſer nichtsnutziges Vorhaben ungeſtört ausführen zu können. Ich holte eilends das Fläſchchen herbei, das unſern Tintenvorrat enthielt; wir ſchoben in das Fenſter, unter dem der Greislerladen ſich befand, einen Schemel und

bestiegen ihn. Fritzi öffnete den inneren Fensterflügel, und mit Mühe nur ein wenig den äußeren, und ich steckte den mit der Tintenflasche bewaffneten Arm durch den Spalt. Jetzt — hinunter mit dem Guß! Hinunter auf die Greislerin, die natürlich nichts Besseres zu tun hat, als dazustehen und ihm ihr schuldiges Haupt darzubieten.

Die spanische Armada war einst nicht siegesgewisser ausgezogen als wir zu unserer Unternehmung — und ihr Schicksal teilten wir. Die Elemente erhoben sich wider uns. Es stürmte an dem Tage im Rotgäßchen wie anno 1588 auf dem Atlantischen Ozean, und noch dazu gab's ein Gestöber von weichem Schnee. Ein Windstoß entriß meiner Schwester den Fensterflügel und schlug ihn gleich darauf so schnell wieder zu, daß ich kaum Zeit hatte, meinen ausgestreckten Arm zurückzuziehen und das Tintenfläschchen vor dem Sturze zu retten. Sein Inhalt übersprühte die Glasscheibe, tropfte, mit Schnee und Regen vermischt, vom Fenstersimse herab, umhüllte meine Finger mit der Farbe der Trauer.

Laut und lebendig gestaltete sich der Schluß des ganzen Abenteuers. Pepinka mußte etwas von unserm Treiben vernommen haben, denn plötzlich stürzte sie herbei. Ihr Antlitz glich dem rot aufgehenden Monde, ihre Haubenbänder

flogen — ich weiß noch recht gut, daß sie eidottergelb waren.

„Ihr Verdunnerten!“ rief sie. „Jesus, Maria und Josef! Fenster aufreißen, mitten im Winter! Was fällt euch ein, ihr, ihr . . .“ Der Rest sei Schweigen. Mögen die Ehrentitel, mit denen sie uns ausstattete, der Vergessenheit anheimfallen. Sie bildeten eine relativ milde Einleitung zu den in prophetischem Tone ausgesprochenen Worten:

„Ihr könnt euch freuen. Gleich wird die Polizei über euch kommen!“

Da war mit einemmal alles erloschen, jeder Funke des Hasses gegen die Greislerin und bis aufs letzte Flämmchen unsere lodernde Racheglut. Nur noch einen heißen Wunsch hatten wir, nur mit einer Bitte bestürmten wir Pepinka: Nur die Polizei nicht hereinlassen! Nur der Polizei nicht erlauben, daß sie komme, uns „einzuführen“!

Der Winter verrann, das Frühjahr war nahe; wir begrüßten die ersten wärmeren Tage mit Freude und hofften auf unsere baldige Abreise nach Zdißlawitz. Sehr angenehm und wie ein Gruß aus der Heimat mutete es uns an, als wir eines Morgens einen schönen Hannaken

im blauen Mantel auf dem Gange ſtehen ſahen. Er ſchien zu warten, und bald kam denn auch Papas Jäger, von dem er ſich vermutlich hatte anmelden laſſen, und holte ihn ab. Wir liefen eiligſt ins Kinderzimmer, um dort zu verkünden, daß der Franz ſoeben einen Hannaken zu Papa geführt habe. Pepi empfing unſere Nachricht ohne Überraſchung. Aniſcha ſaß auf einer Fußbank neben dem Tiſchchen, an dem unſere kleinen Brüder ſpielten, und hatte die Augen voll Tränen. Als wir auf ſie zutraten, nahm ſie unſere Hände und küßte ſie mit innigſter Zärtlichkeit; aber unſere Frage, warum ſie geweint habe, wollte ſie nicht beantworten. Pepi ſchaffte uns bald und auffallend gebieteriſch fort. Auch war die Zeit zur Unterrichtsſtunde da. Nachher wurde der gewohnte Spaziergang auf die Baſtei unternommen, dann Toilette gemacht und Schlag vier Uhr zu Tiſch gegangen. Am Nachmittag, als wir mit Mademoiſelle Hélène „die Kleinen“ beſuchen kamen, was ſahen wir? — Sophiederl auf dem Arme eines fremden Mädchens, das mit ihr herumtanzte, während Pepi mit den Buben Verſtecken ſpielte. Das tat ſie ſonſt nie, das war Aniſchas Amt.

„Wo iſt Aniſcha?“ riefen meine Schweſter und ich, von einer böſen Ahnung ergriffen. Pepi machte zuerſt Ausflüchte, vertröſtete uns,

versicherte, Anischa sei nur für kurze Zeit weggegangen und würde bald wiederkommen. Wir brachten ihren Versicherungen den größten Unglauben entgegen. „Weggegangen?“ — Aniscka ging nie weg, ging nur am Sonntag in die Kirche, und heute war gar nicht Sonntag.

Auf einmal durchblitzte es mich ... Wie pflegte Pepi, wenn sie ein wenig böse war, zu sagen: „Er kommt heute nicht.“ Und wie pflegte Aniscka zu antworten? — „Heute nicht und morgen nicht.“

Jetzt aber, ganz gewiß, jetzt war „er“ gekommen und hatte sie hinweggeführt; denn „er“, das war kein anderer als der Hannak, den wir am Morgen gesehen hatten. Gern war sie nicht mit ihm gegangen; sie hätte sonst nicht so arm und verweint auf dem Fußschemel gesessen bei den Brüdern, sie hätte uns nicht so inbrünstig die Hände geküßt ... Die Liebe! Die Geliebte! Da hatte sie Abschied von uns genommen ... Und wir nicht von ihr ... warum hat man uns nicht Abschied nehmen lassen von ihr? Warum? fragte ich und wollte doch die Gründe nicht hören, die Pepinka dafür angab. Ich wollte auch nicht glauben, daß Aniscka wiederkommen werde ... Belogen und betrogen fühlte ich mich. Nein, nein! sie würde nicht wiederkommen, nie! Der grausliche Hannak

würde sie nie mehr hergeben. Entrüstet klagte ich ihn an und Pepi, die ihm Aniscka überliefert hatte, und benahm mich recht wie ein Unband beim Einzug des ersten bitteren Schmerzes in mein Leben.

Im Laufe des Sommers erkannte ich dann mit freudiger Beschämung, wie unrecht es von mir gewesen war, an einem Wiedersehen mit Aniscka zu verzweifeln. Die schwer Entbehrte besuchte uns und brachte allerlei Eßwaren mit, die uns vortrefflich schmeckten. Sie lobte ihren Mann, ihren Sohn, ihre zwei braven Kühe und sah gut und zufrieden aus. Nur waren ihre Hände sehr abgearbeitet.

Manches Jahr hindurch ist sie so gekommen zur Sommerszeit, und bis zu ihrem Tode bin ich mit ihr im Verkehr geblieben. Meinerseits im schriftlichen; ihre Antworten auf meine Briefe bestanden in einigen Zeilen, die sie dem Herrn Pfarrer diktierte. Sie setzte nur ein kleines, meist recht schiefes Kreuz darunter, denn schreiben konnte die vortreffliche Erzählerin nicht.

Auf dem letzten Zettel, den ich von dem geistlichen Herrn bekommen habe, fehlte Anischas kleines Kreuz. Dafür stand ein anderes, ein

größeres, auf einem Hügel des Friedhofs ihres Dorfes, und unter ihm ruhte die Getreue.

Mademoiselle Hélène hatte kaum zwei Jahre bei uns zugebracht, als es auch von ihr scheiden hieß. Ihre Familie rief sie nach Frankreich zurück. Sie trennte sich nicht leicht von uns Kindern; am schwersten aber, wir konnten uns darüber nicht täuschen, trennte sie sich von Mama. Sie schien von einer großen Besorgnis erfüllt und bat dringend und wiederholt, ihr nur gewiß in einiger Zeit Nachricht geben zu lassen . . . nur ganz gewiß! . . . Mama versprach's, umarmte sie, und beide hatten feuchte Augen.

Der Wagen war schon angemeldet worden, der Mademoiselle Hélène zum Postgebäude auf dem „alten Fleischmarkt" bringen sollte. Von dort aus setzte sich die Diligence in Bewegung. Wöchentlich ein paarmal kam sie dick und gelb herbeigerasselt und fuhr über den Haarmarkt dahin, mit Reisenden besetzt, die sich auf dem Wege nach fremden, fernen Ländern befanden.

Heute trug sie uns einen köstlichen Besitz davon. Fritzi und ich knieten auf Stühlen am offenen Fenster. Mama stand zwischen uns und hatte ihre Arme um uns gelegt. In höchster Spannung blickten wir auf die Straße hinab, und leise begann in mir die Hoffnung sich zu regen: Vielleicht kann Mademoiselle Hélène sich

doch nicht entschließen, von uns fortzugehen ... Vielleicht kommt sie wieder zurück ...

Nun rollte er heran, im Trabe zweier kräftiger Pferde, der breite, schwere Kasten, ein rosiges Gesicht neigte sich aus dem Schlage ... und wir hatten die letzten Grüße getauscht mit unserer guten Hélène Hallé.

Als wir zurückkehrten in ihr verlassenes Zimmer, fiel eine große Traurigkeit uns aufs Herz. Die Möbel hatten ihre imposante Feierlichkeit für uns verloren, und wir meinten, auch ihnen die Bekümmernis darüber anzusehen, daß sie der besten Mademoiselle nicht mehr dienen sollten. Auch die kleinen Brüder fragten betrübt nach ihr; von allen wurde sie schwer vermißt.

Was wir an ihr verloren hatten, die uns den Gehorsam zur Freude, das Lernen zum Genuß, das Leben leicht und heiter gemacht hatte, das ermaßen wir aber erst völlig, nachdem ihre Nachfolgerin eingetroffen war. Grausamer für uns hätte ein Tausch kaum ausfallen können.

Wer Mademoiselle Henriette unsern Eltern empfohlen hatte, wußten wir nicht, doch davon waren wir überzeugt: Beim Jüngsten Gericht wird er darüber zur Rechenschaft gezogen werden.

In seinem Zorne hatte Gott Mademoiselle Henriette zur Gouvernante geschaffen. Sie war

ſchön und jung; darin beſtand die einzige Ähnlichkeit, die ſie mit Hélène Hallé hatte. In allem übrigen war ſie ihr Widerſpiel.

Äußerlich eine mittelgroße, ſchlanke Brünette, nächtiges Dunkel im Haar, Feuer in den Augen. Innerlich — ein Drache. Eine treue Anhängerin der Moral, die unſere Modernen erfunden zu haben glauben, eine Dienerin der Pflicht „ſich auszuleben“. Sehr unwillkürlich bildeten ihre Zöglinge dabei doch einige Hinderniſſe, und als ſolche hat ſie uns herzlich gehaßt. Es regnete Strafen. Die ärgſte diktierte ſie mir, als ich einmal in offenen Aufruhr gegen ſie geriet, weil ſie ſtatt „les Autrichiens“ „les autres chiens“ geſagt hatte. Hoch angerechnet ſoll übrigens der leidenſchaftlichen Dame eines werden, und ihr zum Ruhme muß ich es beſonders hervorheben: Wohl hat ſie uns hungern, hat uns bis zur Erſchöpfung im Winkel ſtehen, viele Seiten aus Noël et Chapsal auswendig lernen laſſen, von denen wir kein Wort verſtanden, — geſchlagen hat ſie uns nicht. Die Note fehlte in der Symphonie ihres Erziehungsprogramms. Trotzdem lernten wir durch ſie aufs gründlichſte erfahren, wie tief unglücklich Kinder ſein können, die ſich wehrlos einer böswilligen Macht überantwortet fühlen.

Köpfchen verdrießlich neigten und das junge Gras förmlich versengt aussah.

Am Abend, als wir durch das Kinder- in unser Schlafzimmer gingen, fanden wir dort Tante Helene im Gespräch mit Pepi, beide sehr aufgeregt. Pepi perorierte in ihrer heftigen Weise: „Ich hab's ja gesagt . . . Ausfahren lassen . . . Jetzt schon ausfahren! Gleich umbringen wäre gescheiter." Sie schimpfte über Doktor Wierer, und als wir wissen wollten, was denn geschehen sei, bestand ihre Antwort in einem neuen, heftigen Ausfall gegen den Arzt.

Und nun war's, wie es schon wochenlang gewesen: Mama war wieder krank. Der Eingang, durch den man aus dem Gouvernantendepartement zu ihr gelangte, blieb wieder verschlossen, das Speisezimmer blieb wieder unbenutzt. Es stieß an ihr Schlafgemach und befand sich wie dieses an der Vorderseite des Hauses. Ebenso der Salon und die Wohnung Papas.

Wenn unser Drache am Morgen Billette schrieb auf rosenfarbigem Papier, mit einem Blümchen in der Ecke, schlichen meine Schwester und ich uns davon, leise und gebückt über den Gang an den Fenstern Mademoiselles vorbei und weiter ans Ziel unserer Wünsche, in die Nähe Mamas, ins Speisezimmer. Auf zweien

der Stühle, die dort in langer Reihe an der Wand links vom Eingang ſtanden, nahmen wir Platz und — warteten.

Worauf? Nun, daß Mama uns rufen laſſe. Sie würde uns doch gewiß einmal rufen laſſen, und da wollten wir gleich bei der Hand ſein. Wir ſaßen ganz ſtill und rührten uns nicht, aus Furcht, weggeſchickt zu werden.

Manchmal ging Papa an uns vorbei mit unhörbaren Schritten und mit geſenktem Haupte. Er öffnete vorſichtig die Tür des Krankenzimmers und trat auf ein Zeichen, das ihm von dort gegeben wurde, ein oder kehrte wieder zurück in ſeine Gemächer, ebenſo lautlos, wie er gekommen war. Oder er trat an ein Fenſter, lehnte die Stirn an die Scheiben und blieb ſo ſtehen, lang, lang, endlos ſchien es uns.

Regelmäßig, zur ſelben Morgenſtunde, kam Doktor Wierer, den Pepi von jeher angefeindet hatte, und den auch wir nicht liebten, weil er uns beim geringſten Unwohlſein auf ſchmale Koſt ſetzte, auf „einen Spinat und eine Ponade“.

Unſere Großmutter Vockel war auch täglich da und holte Erkundigungen nach der Kranken ein. Und „Grandmaman“ Bartenſtein, Mamas Mutter! — Wenn ſie erſchien, brachte ſie Troſt und Zuverſicht. Sie ſprach nie eine Beſorgnis, immer eine Hoffnung aus. Immer lag der Wider-

ſchein heldenmütig bewahrten Seelenfriedens auf ihrem durchſichtig blaſſen Geſichte, dem das ihrer Tochter ſo ähnlich war. Immer ſchritt ſie gerade aufgerichtet, ſchmal wie eine Gerte, in ihrer tiefen Witwentrauer dahin, und keiner vermochte wahrzunehmen, welch eine ſchwere Sorgenlaſt auf ihren zarten Schultern ruhte.

Voll Angſt, weggeſchickt zu werden, lehnten wir uns zurück auf unſern Stühlen, ſo oft jemand eintrat, muckſten nicht und ſpielten uns auf die Unſichtbaren hinaus. Wenn aber eine unſerer Großmütter kam, ſtanden wir auf und küßten ihre Hände. Sie würden uns nicht fortwinken, dieſe lieben, alten Hände, das wußten wir. Auch die gute Tante Helene hatte nichts gegen unſer Dableiben einzuwenden; ſie brachte uns manchmal ſogar einen Gruß von Mama. Eines unvergeßlichen Tages kam ſie aus dem Krankenzimmer ſorgenvoller und bekümmerter denn je. Mama ſandte meiner Schweſter eine zärtliche Umarmung, und mich — es kam merkwürdig zögernd heraus — mich ließ ſie zu ſich rufen. Ich jauchzte auf, ich wollte zu ihr ſtürzen. Die Tante hielt mich an beiden Schultern feſt. Merkwürdig ernſt und faſt feierlich ſprach ſie zu mir. Sie ſtellte mir vor, daß Mama das Fieber habe und ſich infolgedeſſen manches einbilde, das gar nicht ſei. So bilde zum Beiſpiel die

arme Mama ſich jetzt ein, daß ich ein großes Unrecht begangen habe. Dafür wolle ſie mir einen Verweis erteilen, und was ſie wolle, müſſe geſchehen; ſie dürfte um keinen Preis durch einen Widerſpruch aufgeregt werden. Der Doktor habe es ſtrengſtens verboten. Und ſo müſſe ich, weil ſie durchaus darauf beſtand, zu ihr kommen, müſſe die Vorwürfe, die ſie mir machen würde, ſchweigend anhören, um Verzeihung bitten und dann ſogleich fortgehen. Dringend legte mir die Tante das alles ans Herz, und ich verſprach gern, es zu tun. Ach, unſagbar gern! Was lag mir daran, von Mama ausgezankt zu werden, wenn ich ſie nur wiederſehen durfte!

Zitternd vor Glückſeligkeit betrat ich ihr Zimmer nnd wollte auf ſie zueilen. Da ſtreckte ſie den Arm abwehrend aus.

Sie lag auf dem Ruhebette, in einen Schal gehüllt, eine Decke über den Knieen. Ihr Kopf war in die Kiſſen zurückgelehnt, und mit Schrecken ſah ich, daß ihr ſchönes, ihr geliebtes Geſicht ganz klein und auch ſeltſam verändert, faſt fremd geworden war. Ihre reichen braunen Haare, die ſich ſonſt in weichen Locken an die Schläfen ſchmiegten und die Wangen umſpielten, waren

glatt geſcheitelt und von einer kleinen, weißen Haube bedeckt.

Am ungewohnteſten aber war der Ausdruck der Augen, die mich mit unruhig gequälten Blicken anſahen. Sie ſprach mühſam mit klangloſer Stimme, und — klagte mich einer Lüge an. Einer Lüge, des, wie man uns immer ſagte, Schimpflichſten?... Das war ja gar nicht möglich, das war ein grauſamer Scherz, und wenn mir nicht ein Schluchzen die Kehle zugeſchnürt hätte, — ich hätte gelacht.

Ein Wort ſtieß ich heraus, oder vielmehr, es kam von ſelbſt, es drängte ſich auf meine Lippen: „Mama!“ und obwohl Tante Helene, die hinter das Ruhebett getreten war, mir Zeichen machte, zu ſchweigen, wiederholte ich doch immer: „Mama,“ als wäre ſie es nicht, neben der ich da ſtand, als müſſe ich ſie herbeirufen können. Mich zu verteidigen, fiel mir nicht ein; ich dachte nicht einmal daran, daß mir unrecht geſchah. Ich fühlte einen dumpfen Schmerz, eine grenzenloſe Betroffenheit und hatte zugleich die Empfindung: es muß ausgehalten werden, es geht vorbei. Auf einmal wird meine Mama mich in ihre Arme nehmen und alles wird gut ſein.

Immer wieder rief ich ſie an, mit dem einen angſtvoll ausgeſtoßenen Worte. Sie wollte nicht

hören, sie wies mich zurück, so oft ich nähertrat und ihre Hand zu fassen suchte.

Ohne Erbarmen wurde ich zuletzt fortgeschickt.

Ich bin damals im siebenten Jahre gewesen und bin heute im fünfundsiebzigsten. Wenn aber die Erinnerung an jene Stunde lebhaft vor mir aufsteigt, erwacht noch ein Reflex der Qual, die damals mein Kinderherz zerriß. Damals, als ich, nach der Ausweisung aus dem Zimmer Mamas, mich nicht entschließen konnte, seine Schwelle zu verlassen, nicht zu rufen, nicht zu pochen wagte, nur den Mund an den Türspalt preßte, an dem meine Tränen herunterliefen, und hineinhauchte leise und jammervoll:

„Verzeih! Verzeih!"

Dieses Wiedersehen mit meiner viel, vielgeliebten Mama blieb das letzte.

Von Tag zu Tag stiegen die Besorgnisse um sie. Der furchtbare Ausspruch: „Keine Hoffnung mehr!" wurde getan, und eines Morgens kamen Großmama Vockel und Tante Helene verweint und übernächtig zu uns und brachten die Trauerbotschaft.

In der Nacht, während wir schliefen, hatte Mama uns für immer verlassen . . . Für immer? — das ließ sich nicht begreifen. Wie hatte sie uns für immer verlassen können, die uns so lieb gehabt?

Unſer Vater ließ ſagen, daß er uns ſehen wolle, und wir gingen zu ihm.

Im Speiſezimmer trafen wir „Grandmaman“ Bartenſtein. Sie trat aus dem Gemach ihrer entſchlafenen Tochter uns entgegen. Wir blieben ſtehen. Ich erinnere mich der faſt ſcheuen Ehrfurcht, die mich bei ihrem Anblick ergriff. Auf den Mienen meiner Geſchwiſter malte ſich, bewußt und unbewußt, das ſelbe Gefühl. Es lag in dem Augenblick etwas Überirdiſches in der Erſcheinung dieſer Frau. Ein ſo großartiges Bild der Reſignation hat ſich mir nie wieder dargeboten.

Man ſagte uns, ſie ſei am Morgen gekommen, einige Stunden, nachdem ſie die Meldung vom Tode Mamas erhalten hatte. Sie ſei niedergekniet am Bette und habe gebetet, das Geſicht in den Händen, lautlos, tränenlos. Kein Beben durchlief ihre Glieder, kein Schluchzen hob ihre Bruſt, aber allen Anweſenden war, als wohnten ſie einer feierlich ergreifenden Andachtsübung bei. Endlich hatte ſie ſich erhoben, hatte einen langen Kuß auf die Stirn der Toten gedrückt und war hinweggeſchritten, aufrecht wie immer.

Jener fernen Vergangenheit mußte ich gedenken, als dieſe ſtille Heldin vor nun auch ſchon vierzig Jahren nach Zdißlawitz kam zur Hochzeit ihrer Enkelin, unſrer Sophie. Da be-

suchte sie zum erstenmal das Grab ihrer Tochter. „Laßt mich dort allein!“ sprach sie mit einer Bestimmtheit, der niemand entgegenzutreten wagte. Nicht einmal auf dem Wege zur Gruft wollte sie begleitet sein. —

Unser Vater hemmte nicht den Ausbruch seines Schmerzes. Der starke Mann war völlig gebrochen, seine Stimme versagte, als er mit uns sprechen wollte, und er weinte mit seinen Kindern wie ein Kind.

Wir aber — wie bald stellte sich die Reaktion ein gegen alle die dunkeln und herzzerreißenden Eindrücke, die wir an diesem Tage empfangen hatten! — Wir spielten am Abend ganz vergnügt in den Zimmern der Kleinen. Plötzlich entsann ich mich dessen, was geschehen war, und sagte zu meiner Schwester: „Jetzt ist diese beste Mama gestorben, wir werden sie nie wiedersehen — warum sind wir denn nicht traurig?“

„Warte nur,“ erwiderte sie, „wenn erst die schwarzen Kleider kommen, dann werden wir schon traurig sein.“

So spät wie noch nie traten wir die Reise nach Zdißlawitz an. Sie nimmt heute sechs Stunden in Anspruch; damals dauerte sie

anderthalb, und wenn das Wetter ſchlecht war, zwei Tage. Im Reiſewagen, uns gegenüber, auf dem Platze, den ſonſt Mama an der Seite unſeres Vaters eingenommen hatte, ſaß Tante Helene. Schwermütiger Ernſt an der Stelle erquickender Heiterkeit. Die traurige Jugend, die ſie durchkämpft und durchduldet hatte in Mühſal und Leid, warf einen Schatten über ihr ganzes Leben.

Es war kein geringes Opfer, das ſie ihrem Bruder brachte, als ſie ſich entſchloß, die Leitung ſeines Hauſes und der Erziehung ſeiner Kinder zu übernehmen. Sie gab damit ihre Unabhängigkeit auf und den Frieden ihres kleinen, mit kunſtvoller Sorgfalt geführten Haushalts, um an die Spitze eines großen zu treten, in dem die verſchiedenſten Elemente ſich geltendmachen wollten, und deſſen Herr ein unglücklicher, ſchwerlebiger Mann war.

Als ein langes Feſt war uns ſonſt die Reiſe erſchienen, und die Vorbereitungen zu ihr ſchon ſo angenehm. Das Einpacken, beſonders das der Unterrichtsgegenſtände, die immer zuerſt in den Koffern verſchwanden, welch ein Genuß! Und die Fahrt ſelbſt, das Rollen über die Landſtraße, an den Pappelbäumen vorbei, durch Ortſchaften und Dörfer. Das Wechſeln der Pferde auf den Poſtſtationen, das luſtige Trompeten-

geſchmetter, mit dem die Poſtillone uns gern ergötzten, denn ſie wußten: „fürs Blaſen“ gibt's ein Extra-Trinkgeld.

Zuletzt dann, die Krone des Ganzen, die Ankunft in Zdißlawitz. War das ein Drängen im Schloßhof, wenn unſere Wagen hereinfuhren! War das ein Willkommenrufen und Verſichern, man hätte die Stunde, die uns wiederbringen ſollte, kaum erwarten können! Nicht minder herzlichen Willkomm als die Menſchen bot die traute heimiſche Natur, boten die Felder, die Wieſen, die blütenüberſchneiten Bäume am Rande der Wege, und im Garten jeder Halm und jeder Strauch. Kein ſchöneres Wiederſehen aber als das mit unſerer Lindenallee, unſerem liebſten Spielplatz an heißen Sommertagen, — o wie herzlich habe ich oft gewünſcht, ein Rieſe zu ſein mit ungeheuern Armen, um alle dieſe Wipfel umfaſſen und an mein Herz drücken zu können!

Nicht heiter wie ſonſt geſtaltete ſich nach dem Tode Mamas unſere Ankunft auf dem Lande. Nur ernſte Mienen, nur Kundgebungen der Teilnahme empfingen uns. Unſer erſter Weg führte in die Gruft, wo eine Niſche mehr zugemauert worden war. Wir kannten dieſe

Stätte des Friedens gar gut. Sie lag jenseits der Straße in einem schattigen Parke, den wir Kinder täglich besuchten. Meine Schwester und ich traten oft in den stillen, kühlen Raum, um dort andächtig unserer Toten zu gedenken. Nun kamen auch die „Kleinen" mit uns, und wir beteten zusammen, denn neben unserer unbekannten — wohlbekannten Mutter schlief jetzt auch die ihre: unser aller vielgeliebte Mama.

Unsere Unterrichtsstunden beim Herrn Verwalter wurden nicht wieder aufgenommen. Meine Schwester und ich waren nun des Lesens und — wie man so sagt — des Schreibens kundig. Auch einige Begriffe vom Rechnen und von der Geographie hatte im Laufe des Winters ein mit Geduld reichlich ausgestatteter Lehrer uns in Wien beigebracht. Mademoiselle Henriette gewährte sich und ihren Schülerinnen spärliche Einblicke in die Geheimnisse der französischen Grammatik und gab uns täglich eine Anzahl Verse und eine halbe Seite Prosa zum Auswendiglernen auf.

Die Grammatik hätte unsertwegen ihre Geheimnisse für sich behalten können. Das allmähliche Auswendiglernen einer Anthologie, die Fabeln von Lafontaine und viele hübsche Gedichte enthielt, machte uns Vergnügen.

Eine sprudelnde Quelle des Glückes aber

wurde mir die „Histoire universelle“ von Louis Richard dit Bressel. Es gibt nicht viele Menschen, deren Umgang mich erfreut und bereichert hat wie mein Umgang mit diesem Buche. Dickleibig, großoktav, eng gedruckt auf dünnem Papier, in blau und grün marmoriertem Pappendeckel, — so präsentierte es sich. Aber welchen Schatz barg das Innere dieser schlichten Erscheinung: eine Wünschelrute, die mich auf einen Wink in Sagenwelten versetzte, in dunkle, in sonnighelle, die ältesten Zeiten in rätselhafter Ferne vor mir auftauchen, mich die alten miterleben ließ. Bis zum Untergang des römischen Kaiserreichs führte sie, und ich folgte ihr, ob leidend, schmerz- und haßerfüllt, ob in jubelnder Bewunderung — immer voll brennender Spannung.

Es gab eine Zeit, da konnte man das Werk meines Historikers wo immer aufschlagen, mir einen Satz vorlesen und mich auffordern weiter fortzufahren, ich versagte nicht. Und bis heute ist so manche Stelle dieses lieben Buches meinem Gedächtnis eingeprägt geblieben.

Felsenfest stand meine Freundschaft mit dem biederen Bressel, als ein Wundermann sich unserem Bunde anschloß.

Er hieß Perrault.

Nach der Sage und der Geschichte fand eine neue Bereicherung meines Daseins, das holde

Märchen, ſich ein. Und auch dieſes reizumfloſſene Weſen ließ allen ſeinen Schimmer und all ſeine Pracht einem ärmlichen Schreine entſteigen. „Die jetzigen Kinder denken's nicht," wie kümmerlich die Hüllen geweſen ſind, in denen unſere größten Reichtumsſpender ſich uns darſtellten. Perraults Märchenhort, von Madame Foa für kindliche Leſer eingerichtet, bildete den Inhalt von einigen unſcheinbaren, gelben Bändchen. Hie und da erſchien im Texte ein ſchwarzer Fleck, und wenn man recht aufmerkſam hinſah, ließen Konturen ſich erblicken. Ein Kopf kam zum Vorſchein, eine Geſtalt, die man als zu ihm gehörend vermuten durfte, und — o welches Entzücken, wenn man in ihr einen winzigen, aber ganzen Prinzen Percinet entdeckte! Ein paar Seiten weiter, und da ſtand eine Dame im Schleppkleid, hatte die Form einer Stangenbohne und ſtatt des Geſichts einen Patzen Druckerſchwärze, war aber in unſeren Augen die Prinzeſſin mit den goldenen Haaren und ſchön wie das Morgenrot.

Ja, damals war er noch ein ganz junges Bübchen, ſaß auf dem Schoße ſeiner Mutter, und ſie erzählte ihm die Märchen, die er ſpäter verſinnbildlichen ſollte mit ſeinem begnadeten Griffel, der Genius Guſtave Doré.

Wir hatten ihn noch nicht zum Führer und Lenker. In vollſter Freiheit waltete unſere

Phantasie und wurde da schöpferisch, wo sie heute nur eine Nachempfinderin zu sein braucht. Meine Illustrationen zu Bressel und Perrault malte ich mir selbst in die Lüfte.

Es waren schöne Stunden der Kunstbetätigung, und sie schlugen mir in der Zeit, die ich an Sonn- und Feiertagen bei meiner Großmutter nach ihrer Rückkehr aus der Kirche zubrachte.

Die Fenster ihres Zimmers sahen links auf den Gruftgarten und rechts über die Felder und die Wiesen. Weit gedehnt auf hügeligem Boden, senkten und hoben sie sich wie mit müdem, sachtem Schwunge der fernen Bergkette zu, aus der, nur bei ganz klarem Himmel wahrnehmbar, der Hostein majestätisch emporragt.

In der Vertiefung des einen Fensters stand auf zarten, geschwungenen Beinen der Arbeitstisch unserer Großmutter und davor ihr Stühlchen, eine ganz eigentümliche Sitzgelegenheit mit niedrigen Seitenlehnen und ohne Rückenlehne. Über dem Arbeitstische hing das Bild der verstorbenen Levrette. Als sie noch ein schmales Hündlein gewesen war, hatte sie ihren Ruheplatz auf dem Stühlchen hinter ihrer Herrin erhalten und das Recht, sich dort breitzumachen, im Sinne des Wortes rücksichtslos ausgeübt. Sie betätigte ihre Ausdehnungskraft zuletzt derart, daß unsere

arme Großmutter sich dos-à-dos mit ihr nur noch halb im Schwebesitz behaupten konnte. Jetzt hatte Dame Levrette das Irdische längst gesegnet und saß, in Öl „auf Leinwand verewigt", ihrer ehemaligen Lagerstelle gegenüber.

Immer fleißig, häkelte und strickte die Großmutter schöne Bettdecken, feine Strümpfe für uns, warme, dauerhafte Kleidungsstücke für die Armen im Dorfe. An Sonn- und Feiertagen arbeitete sie nicht. Da holte sie einen Band der „Stunden der Andacht" von Zschokke aus dem Schranke und vertiefte sich in dieses Lebenswerk des schweizerischen Schulmannes und Dichters. Es stammte von unserem Großvater, der Protestant gewesen war, und seine gut katholische Witwe erbaute sich daran.

Während sie ihre sonntägliche Feier abhielt, war ich abgereist nach dem Land der Träume.

In der Ecke neben dem zweiten Fenster befand sich ein großer Fauteuil. Vor ihn stellte ich zwei fausthohe Pferdchen aus Pappe, türmte alle Polster des Diwans auf ihn, erklomm den hohen Sitz, und nun — leb wohl, Vaterhaus, leb wohl, Heimat! Meine Pferde werden lebendig, ihnen wachsen schimmernde, rauschende Flügel, der alte Fauteuil wird eine goldene Muschel mit weißen, weichen Seidenkissen und breiten Schleiersegeln, und ich fliege schneller als die schnellste

Schwalbe über die Berge und über ein weites Meer in mein himmlisch lichtes Märchenland.

Von den Abenteuern, die ich dort bestand, von den Wundertaten, die ich dort ausführte, habe ich viele Jahre später — es ist nun auch schon lange her — einem kleinen Neffen erzählt, von mir dabei in der dritten Person. So stark sein Glaube auch war — daß die kleine, alte Tante selbst die Heldin all der Märchenromane gewesen, bei denen ihn oft gruselte, hätte er vielleicht doch bezweifelt.

Manchmal, wenn es besonders lang still geblieben war in meiner Ecke, wandte die Großmutter sich nach mir um und fragte:

„Bist du noch da? Was tust du?"

Scheinbar tat ich nichts. In Wirklichkeit hatte ich eben einen Drachen getötet oder die greuliche Stiefmutter Grognon in ein Faß voll giftiger Schlangen geschleudert.

Der Sommer und der Herbst vergingen. Wir fuhren wieder nach Wien, und dort wurden zwei neue Lehrkräfte für uns bestellt. Ihre Aufgabe war, bei meiner Schwester und mir Talente auszubilden, von denen ich keines besaß. Während Fritzi bald zu den besten Schülerinnen

des Tanzmeisters Monsieur Minetti gehörte, erlebte er keine Freude an mir. Jaleo de Xeres! du Kind des stolzen Spaniens, welch ein Schmerzenskind warst du für mich! Deine Posen und Pas studierten wir ein, beim Geklapper unserer Kastagnetten und bei den Mißklängen der Gitarre, die am Halse Herrn Minettis an einem Bande hing, das einst himmelblau gewesen war. Am 24. Februar, dem Geburtstage Papas, sollten wir ihn und eine kleine, gebetene Gesellschaft mit der Aufführung des iberischen Tanzes ergötzen. Aber schon im Jänner raufte Minetti seine grauen Lockenhaare und bombardierte den Plafond mit grimmigen Blicken. Ein Fiasko prophezeite er mir und sich statt eines „Divertissements", das wir darbieten sollten. Dabei fuhr er mit dem breiten Daumen so wild über die Saiten seines armen Klimperkastens, daß er dröhnte. Manchmal stampfte er auch mit dem Fuße, doch nicht ohne Zierlichkeit.

Nur der Mühe, die meine Schwester sich mit mir gab, nur der unerschöpflichen Geduld, mit der sie mich anhielt, den unseligen Jaleo immer von neuem mit ihr einzuüben, dankte ich den kleinen Erfolg, den ich schließlich im Schatten ihres großen Erfolges errang.

Indessen — meine Leiden beim Tanzunterricht zählten nicht im Vergleich zu denen bei den

Klavierſtunden, die eine Frau Krähmer uns erteilte. Eine ſtrenge Lehrerin und nicht bloß gegen mich, die muſikaliſch völlig Unbegabte, ſondern auch gegen meine Schweſter, die, talentvoll und fleißig, eine freundliche Behandlung verdient hätte. Doch erlitten auch ihre Finger harte Zurechtweiſungen mittels eines Stabes aus Elfenbein, den Frau Krähmer immer bei ſich führte und meiſterhaft zu gebrauchen verſtand. Seine Aufgabe war, die Noten anzuzeigen, auf die man eben ſeine Aufmerkſamkeit zu richten hatte, aber er trieb mit Eifer eine Nebenbeſchäftigung. Er ſauſte mit einer Sicherheit, die nie verfehlte, und einer Kraft, die nie verſagte, auf den Finger nieder, der ſich einer Abirrung von der richtigen Taſte ſchuldig machte. Er traf den Knöchel ſo hart, daß es klapperte, und flog gleich wieder zu den Noten empor, und die hätte man genau unterſcheiden ſollen, wenn einem die Augen in Tränen ſchwammen? Einen Einwand zu erheben, wagten wir nicht; dazu war Frau Krähmer viel zu impoſant. Nur eine der anderen vertrauten wir an, daß wir doch recht arme Kinder wären mit einem Drachen als Gouvernante und einer mitleidsloſen Klaviermeiſterin.

Ganz regelmäßig ſchloß mein Morgengebet mit dem dringenden Flehen: „Lieber Gott,

mache, daß Frau Krähmer heute nicht kommt!“ Daran fügte ich ein Direktiv für unseren lieben Herrgott. Nicht etwa, weil ein Unglück sie getroffen hat, weil sie vielleicht auf der Straße überfahren worden ist. Nein, nichts Böses soll ihr geschehen sein, im Gegenteil, etwas sehr Angenehmes, aber nur etwas, das sie abhält, heute zu kommen. Wie ein richtiger Bettler sorgte ich nicht über das Heute hinaus.

Mein Gebet wurde nie erhört. Jeden Morgen mit dem Glockenschlag der zehnten Stunde sahen wir von unserem Fenster aus die Gefürchtete pflichttreu und pünktlich auf den Gang treten. Sie trug einen großen, schwarzen Hut mit weit ausladendem Schirm, der unter dem Kinn festgebunden war, und den sie nie ablegte. Ihr edles, schmales Gesicht sah aus seinem Hintergrunde hervor wie aus der Tiefe einer sehr schattigen Laube. Auch von ihren unförmlich großen und dicken grauen Handschuhen trennte sie sich nicht. Nur den dunkeln Tuchmantel, der mehrere Kragen hatte, wie zu jener Zeit die Mäntel der Fiakerkutscher, zog sie aus. Seltsam war's, wenn sich aus dieser weitläufigen Umhüllung eine mittelgroße, feine Gestalt herausschälte, der man die Kraft nicht zugetraut hätte, eine so schwere Last zu schleppen. Mit augendienerischer Beflissenheit suchten wir uns

dabei unſerer Lehrerin nützlich zu machen. Dann nahm eine von uns beiden Platz am Klavier, die andere ſetzte ſich ans Fenſter, faltete ein Blatt ihres Grammaireheftes vierfach zuſammen und trug in die ſo hergeſtellten Abteilungen die Conjugaiſon eines Verbes gedankenlos und mechaniſch ein.

Beim Fortgehen ermahnte uns Frau Krähmer, fleißig zu üben, und trabte fort auf Stiefeln, in ihrer Art ebenſo wuchtig wie der Mantel. Mademoiſelle ſpöttelte ihr nach, ſie trage die Kleider ihres verſtorbenen Gatten zum Andenken an ihn. Dieſer unwürdigen Zuhörerin hatte ſie erzählt, daß ihr Mann ein ausgezeichneter Muſiker geweſen, vom Unglück aber immer verfolgt worden war. Seine Familie blieb, als er ſtarb, in Armut zurück. Seitdem erwarb die Mutter das tägliche Brot für ſich und für ihre fünf Kinder. Um auch nur zu ahnen, was das heißt, waren wir nicht geſcheit genug. Zwei ihrer Söhne wollten auch Muſiker werden. ‚Der ältere iſt ein Genie,‘ ſagt Madame Crémér, ‚und wird ein großer Künſtler und ſehr berühmt und reich werden.‘ Bis dahin muß ſie aber ‚courir le cachet‘ und Unterricht geben im Klavier, das noch dazu gar nicht ‚son instrument‘ iſt. Ihre Meiſterſchaft übt ſie aus auf der — man denke — auf der Klarinette! Mademoiſelle fand kein Ende mit Witzeleien über dieſe Klarinette. Es

war ja doch „le comble du ridicule“, daß eine Frau sich's einfallen ließ, anders als zum Spaße mit gespitzten Lippen in ein hölzernes Rohr hineinzublasen. Wirklich, einer solchen Geschmacklosigkeit war nur eine Deutsche fähig! Wir, in unserer Abneigung gegen Frau Krähmer, gingen gern auf diese Scherze ein und freuten uns wie auf eine große Ergötzlichkeit, als Großmama uns eines Tages ankündigte: „Frau Krähmer gibt ein Konzert im Musikvereinssaale, und ihr dürft mich dahin begleiten.“

Viel zu früh kamen wir; unsere Ungeduld hatte sich nicht bändigen lassen. Fast noch leer gähnte der Saal uns an, als wir eintraten, und füllte sich nur langsam. Kleine Füße kamen angetrippelt; die Schüler und Schülerinnen der Konzertgeberin erschienen unter der Obhut ihrer Eltern oder des Erziehungspersonals. Ehrenplätze nahmen einige ältere Herren ein, die von vielen jungen Männern und jungen Fräulein respektvoll begrüßt wurden.

„Das sind die Professoren,“ sagte die Großmama.

Du lieber Gott, wenn man vor so einem spielen sollte!

Von den Darbietungen derer, die bei diesem Konzerte aus Gefälligkeit mitgewirkt haben, weiß ich nichts mehr. Aber vor mir schwebt deutlich,

unvergeßlich ein ergreifendes Bild: Frau Krähmer zwiſchen ihren beiden Söhnen. Der jüngere, ein Jüngling von etwa fünfzehn Jahren, handhabte ſeine Viola mit Ruhe und erſtaunlicher Sicherheit, ſtillvergnügt in der Ausübung ſeiner Kunſt. Der ältere, der Violinſpieler, war hoch aufgeſchoſſen, hager und hatte auffallend rote Flecke auf den Wangen. Er wandte die leuchtenden dunkeln Augen nicht von ſeiner Mutter. Fragend, erratend ruhten ſie auf ihr, und aus ihnen ſprach Vergötterung. Ja, ich habe das geſehen! — oder vielmehr damals nur geahnt. Die größte Zärtlichkeit, die ein Menſchenherz empfinden kann, die hervorgeht halb aus Begeiſterung, halb aus Erbarmen, leuchtete aus dieſem Sohnesblick.

Und ſie, ſeine Mutter . . . Schüchtern faſt war die gefürchtete Meiſterin vor ihre Schüler getreten und ſtand da, eng umſchloſſen von einem ſchwarzen Seidenkleide, das in ſpärlichen Falten an ihr niederhing. O gewiß! wenn Kleider ſprechen könnten, das ihre hätte geſagt: „Was zerrt ihr mich aus meiner Dunkelheit ans Tageslicht, das zum Verräter wird an meinen Gebrechen?“ Eine ähnliche Sprache hätte wohl das kleine Spitzentuch geführt, das über der Bruſt Frau Krähmers gekreuzt war. Auf dem Kopf trug ſie eine weiße, unter dem Kinn gebundene Haube, und jetzt ſah man erſt, wie ſchön braun

ihre glatt geſcheitelten Haare noch waren, und wie rein das Oval ihrer Wangen ſich erhalten hatte. Und ihre Hände, die wir heute zum erſtenmal ohne Hülle erblickten, mußte man bewundern. Schlanke Hände mit ſeelenvollen Fingern. Ihre Spitzen berührten abwechſelnd eine oder die andere der blanken Klappen des Inſtruments, aus dem die Meiſterin wie mit leiſen Küſſen liebliche Töne hervorlockte.

Heitere Melodien erklangen; manchmal glaubte man das ſilberne Lachen eines Kindes zu hören. Es hob ſich hell ab von dämmeriger Begleitung. Die Stimmen der Viola und der Violine ſchmiegten ſich ihr an, trugen ſie, blieben immer voll Hingebung dienend und untertan, ob ihr tiefernſter Geſang in breitem Strome flutete und brauſte, ob er kriſtallklar dahinglitt mit ſeidiger Geſchmeidigkeit.

Es war traumhaft ſchön. Man konnte eine Landſchaft vor ſich hinzaubern unter grauem Himmel mit weitem Ausblick in die Ferne; alle Umriſſe unbeſtimmt, die Farben ineinander verſchmolzen. Aber verborgen in den Zweigen eines Baumes hatte ſich ein Vogel — der ſang. Sang Licht und Duft und Farbe in die graue Landſchaft hinein . . . O du gebenedeites Kehlchen! Gebenedeit vor allem, die uns von ſeinen

Wundertönen träumen läßt, — die Klarinette Frau Krähmers.

Mit fanatischer Bewunderung sah ich zu der genialen Künstlerin im dürftigen Gewand empor, mit der selben Empfindung, meine ich, mit der ihr Sohn sie ansah. Auch in meine Bewunderung mischte sich ein namenloses Mitgefühl. Ich bin ja damals nur ein unwissendes Kind gewesen, aber davon hatte ich gehört: Todesrosen nennt man die roten Flecke, die auf den eingefallenen Wangen junger, hagerer Menschen brennen. Sah die Mutter die Rosen auf den Wangen ihres Lieblings, ihrer Hoffnung, ihres Stolzes nicht?

Beim Nachhausekommen wurden wir von Fräulein Henriette mit Gespöttel über den Genuß, den wir gehabt hatten, empfangen. Sie schrieb unsere Versicherungen, daß es herrlich gewesen sei, einem esprit de contradiction zu, den sie versprach uns auszutreiben. Meine Schwester schwieg und bat auch mich, zu schweigen. An dem Tage schluckte ich denn meinen Ärger hinunter; als Mademoiselle aber am nächsten wieder anfing, sich über das Konzert Frau Krähmers lustig zu machen, brach ich los. All mein Groll und Haß gegen sie machte sich Luft, ich tobte, ich ließ mich durch ihre Drohungen nicht einschüchtern. Schwören möchte ich nicht darauf,

fürchte aber ſehr, daß ich ihr eine Ohrfeige angetragen haben dürfte. Und als ſie, nicht minder zornig als ich, zu Papa zu gehen und mich bei ihm zu verklagen drohte, riß ich, tollkühn vor Wut, die Tür auf und rief: „Gehen Sie! Gehen Sie!“

Sie machte von meiner Einladung keinen Gebrauch; ſie fühlte ſich doch nicht ſo ganz im Rechte; aber eine Reihe von Strafen kündigte ſie mir an, die damit anfing, daß ich in die Ecke treten und dort ſtehen mußte, bis Frau Krähmer zur Stunde kam.

Wir hatten ausgemacht, meine Schweſter und ich, daß wir auf ſie zugehen und ihr die Hand küſſen würden. Doch verging uns bei ihrem Anblick der Mut dazu. Wir brachten nur ſtammelnd heraus, daß es geſtern ſo ſchön geweſen wäre — ſo ſchön. Sie wies uns kurz ab; ſie war nicht mehr die herzbezwingende Künſtlerin, ſie war wieder die ſtrenge Lehrerin. Emſig wie immer flog der Elfenbeinſtab vom Notenblatt herunter auf die Knöchel meiner Finger. Indeſſen — das große Mitleid iſt eine große Kraft, eine, die doppelt wirkt. Sie beſchützt den, der ſie erregt, ſie macht den unverletzlich, der ſie empfindet. Die Klapſe taten nicht mehr weh.

Dieſe Unterrichtsſtunde war eine der letzten,

die Frau Krähmer in unſerem Hauſe erteilt hat. Der Frühling brach an, und wir verließen Wien. Nach unſerer Wiederkehr ſollten die Klavierlektionen wieder aufgenommen werden. Die Lehrerin wurde berufen. Sie kam nicht. Sie war, ſagten ihre Hausleute, nach dem Tode ihres älteren Sohnes verreiſt. Wohin, wußten ſie nicht, vermuteten nur: nach Deutſchland. Einige ihrer Schüler hatten ſchon Erkundigungen eingeholt, aber nichts von ihr erfahren können.

Weil ſie tot iſt, weil ſie ganz gewiß tot iſt, bildete ich mir ein und malte mir aus, wie traurig ihr Sterben geweſen ſein mußte, in der Fremde, in Armut und Einſamkeit. Ich dachte oft an ſie, träumte von ihr, ſah ſie vor mir ſtehen im Konzertſaale auf dem Podium zwiſchen ihren Söhnen. Und die Erinnerung an dieſen ergreifend wehmütigen Anblick iſt zum Ereignis geworden in meinem Leben. Sie hat dazu beigetragen, es auf die Tonart zu ſtimmen, in der es ſich abſpielen ſollte. Ein Begriff war mir aufgegangen von dem Leiden, das in der Welt iſt und neben uns hergeht mit erhobenem Haupte und geſchloſſenen Lippen, von einer Armut, die darbt und ringt, ohne je zu ſagen: „Gib! Hilf!“ Ganz unbeſtimmt noch, eben nur als leiſes Vorgefühl, war ein trotziges und ſelbſt-

süchtiges Mitleid in mir erwacht, ein Wille zum Leiden. Nicht weil die anderen etwas davon haben, sondern weil mein Leiden mir das ihre erleichtert.

o□o

Im Frühjahre 1839 begleitete ein neuer Hausgenosse uns auf das Land: Just Dufoulon, ein neunzehnjähriger, bildhübscher Franzose — ein Erzieher für unsere Brüder, in Gestalt eines guten Kameraden. Seine Mutter war mit ihm von Paris nach Wien gekommen und dort unser täglicher Gast gewesen. Sie wünschte die Familie kennen zu lernen, an die sie den einzigen Sohn hingab. Es bestand eine Ähnlichkeit zwischen ihrem Schicksal und dem der Frau Krähmer; auch Madame Dufoulon war Witwe, auch sie setzte auf das Haupt eines geliebten Kindes alle ihre Hoffnungen — und ebenso schmerzvoll sollten sie getäuscht werden.

Vom ersten Tage an erschien „Monsieur Just" uns Kindern wie ein älterer Bruder. Der Respekt war da, aber die Liebe überwog.

An Liebe hat es ihm überhaupt bei uns nicht gefehlt, und nur allzu heiße brachte ihm ein Herz im Sturme dar, denn es war ein gar feuriges, es war das Herz seiner Kompatriotin.

Monſieur Juſt wurde der Anführer aller unſerer Spiele und mein beſonderer Freund, obwohl meine Eitelkeit oft ſchwer durch ihn litt. Er behauptete regelmäßig den Sieg beim jeu de barre und beim Wettlauf, und ſchlug er mich einmal nicht, dann war meine Demütigung erſt recht groß. Dann fühlte ich mich von ihm als ein albernes Kind behandelt, das man gewinnen läßt, und dann ſtrafte ihn mein entrüſtetes:

„Monsieur, vous trichez!“

Ich hatte im Garten einen Umkreis ausgemittelt, den ich in zehn Minuten zu umlaufen vermochte. Ich allein, niemand ſonſt, nicht einmal Mademoiſelle. Doch mußte ich meinen Ruhm mit Seitenſtechen bezahlen, die ſich nach vollbrachter Heldentat einſtellten.

Und nun begab es ſich, daß Monſieur Juſt, dem ich eine Wette angeboten hatte, den ſelben Weg in fünf Minuten zurücklegte.

Tief betrübt und beſchämt ſah ich ihn an. Er war ſehr rot, und auf eine kleine Genugtuung hoffte ich doch noch und fragte: „Monsieur, avez vous des picotements?“

Er lachte nur, er war herrlich bei Atem, und meine Brüder, dieſe miſerablen Kleinen, bejubelten ihn, bejubelten den Sieg ihres jungen Galliers über die hannakiſche Atalante.

Bald danach war aber Monsieur Just in Gefahr, sein Ansehen bei ihnen einzubüßen.

In dem kleinen Park, wo die Gruftkapelle sich erhebt, breitet ein üppiger Wiesengrund, von prachtvollen Kastanienbäumen und dichten Gebüschen umsäumt, seinen blumendurchwirkten Teppich aus. Dorthin hatten wir an einem heißen Sommernachmittag unseren Spielplatz verlegt. Ein „cinquante et un“ war eben im besten Gange, als plötzlich in dem Geäste und Gezweige über uns kreischendes Vogelgezwitscher laut wurde. Todesbang und kriegerisch zugleich, ein verzweifelter Schlachtruf, pflanzte es sich weit und weiter fort. Hunderte von kleinen Stimmen waren laut, piepsten, pfiffen, kleine Flügel rauschten, das gefiederte Völkchen schoß umher wie toll. Man kennt den Grund eines solchen Aufruhrs. „Ein Raubvogel! Ein Raubvogel!“ riefen wir und rannten ins Freie, auf die Wiese hinaus.

Und richtig, wir sahen ihn. Ruhig und majestätisch und scheinbar regungslos schwebte auf ausgebreiteten Schwingen der Gefürchtete, der Gehaßte, der den jungen Vögeln im Neste die Mutter raubt, Wachteln würgt und Rebhühner und unsere armen Tauben ... ein riesiger Geier. Monsieur Just, die Brüder wurden wie von einem Fieber ergriffen. — Ein Gewehr ...

O Gott, wer eines hätte und den Übeltäter herunterſchießen könnte! Ein Gewehr ... Ach, der Papa hat ſo viele Gewehre — aber niemand würde wagen, eines nur anzurühren ohne ſeine Erlaubnis ...

Monſieur Juſt, Adolf, der ſchöne, ſtarke, rotwangige Junge, ſind ratlos; dem kleinen Viktor kommt ein Gedanke. Im Bedientenzimmer, da hängt an der Wand ein altes Geſchütz, ein Tromblon, und iſt immer geladen. Er weiß das. Alſo vorwärts! Her damit! Monſieur Juſt rennt, ſtürzt dem Schloſſe zu, die beiden Büblein ihm nach ... Sie kommen nicht weit, er iſt ſchon hinter der Kapelle verſchwunden, während ſie kaum die Mitte der Wieſe erreicht haben. Dort ſtehen ſie und warten und „fippern" vor Spannung und Ungeduld, und wir ſtehen bei ihnen und warten und „fippern" auch. Der Geier hat einen Stoß nach abwärts gemacht, ſpreizt ſich, völlig herausfordernd: Zielt nur, trefft! Die Aufregung der Brüder iſt unbeſchreiblich. Adolf glüht vor Blutdurſt, Viktors bis zur Pein geſteigerte Spannung gibt ihm einen Stich ins Gelbe; er möchte ſeine ſchmächtige Geſtalt bis zum Geier hinaufdehnen können, er ſtreckt ſich, er hüpft ratlos bald auf der einen, bald auf der anderen Fußſpitze. Mademoiſelle iſt dieſes Mal eines

Sinnes mit uns und verkündet jubelnd die Rückkehr Monſieur Juſts . . . ſie hat ihn zuerſt erblickt auf dem Wege vom Schloſſe her. Nur unſere Älteſte will nicht, daß geſchoſſen werde, und verſtopft ſich die Ohren. Aber da hilft nichts mehr, der Schütze kommt geſtoben, rennt wie ein Verfolgter und iſt es auch — es ſind Leute hinter ihm her, ſie ſchreien ihm nach, ſie drohen . . . Mademoiſelle Henriette verſteht etwas Deutſch, etwas Böhmiſch, ſie iſt auf die Warnungen aufmerkſam geworden, die Monſieur Juſt zugerufen werden. Wir haben ihn mit Ausbrüchen der Begeiſterung empfangen. Er ſteht da, den unförmigen Schießprügel in den Händen, ſieht ſieghaft empor, legt an . . . Da fällt Mademoiſelle ihm in den Arm und ſchreit: „Au nom du Ciel, ne tirez pas!“

„Halt!“ laſſen ſich nun ſchon aus der Nähe die Stimmen des Zimmerwärters und anderer Diener vernehmen. „Nicht ſchießen! Das alte Zeug platzt Ihnen in der Hand!“

Voll Entſetzen erklärt Mademoiſelle dem jungen Mann, an den ſie ſich herandrängt, die Bedeutung dieſer Worte. Er wehrt ſie ab, zögert aber doch . . .

Und nun ſtürzt der kleine Viktor vor Monſieur Juſt auf die Knie. Er hebt die Arme zu ihm empor, er verſchlingt krampfhaft

UNIV. OF CALIFORNIA

Reprod. v. Albert Frisch, Berlin W.

Adolf und Victor Dubsky
im Jahre 1836.

UNIV OF
CALIFORNIA

die Finger und keucht und fleht: „Tirez! Je vous aimerai! je vous adorerai! Tirez! tirez!“

Der heiße Wunsch seines Kinderherzens blieb unerfüllt. Monsieur Just ließ sich überzeugen, daß es Unsinn wäre, die Muskete in Gebrauch zu nehmen, die so viel Neigung zeigte, aus Ärger darüber, daß man ihr eine Anstrengung zugemutet hatte — zu bersten.

„Aber der Geier! der Geier!“ schreien die Buben. Die Leute beruhigen sie: „Geduld! der Franz“ — das war Papas Büchsenspanner — „kommt schon, wird gleich da sein, der holt ihn herunter.“

Der Franz! . . . Nun stehen alle unsere Hoffnungen auf dem Franz. Zum größten Glück läßt er nicht auf sich warten. Meine Brüder und ich, wir laufen ihm entgegen. „Hierher! da, sehen Sie, da!“ Wir rufen alle durcheinander, jedes weiß den Platz am besten, auf dem Franz sich aufstellen soll. — „Da?“

Franz schaut in die Höhe, schaut und schaut und murmelt etwas, das einem Fluch zum Verwechseln ähnlich ist.

Der stolze Vogel hatte seine Feindesschar mit einem leichten Flügelschlag gegrüßt, in ruhiger Majestät einen großartigen Kreis umschrieben und war dann plötzlich wie ein ab-

geschossener Riesenpfeil am Himmel hingeflogen und verschwunden.

Viktor ballte sein Fäustchen gegen Monsieur Just. „Poltron, va!“ sagte er.

Und noch von einem an Gemütsbewegung nicht minder reichen Erlebnis aus jener Zeit weiß ich zu berichten; von einer Begegnung mit einer Katze.

Von klein auf hatte ich einen Abscheu gegen das ganze Geschlecht dieser samtpfötigen Raubtiere, dieser Vogelmörder mit dem unhörbaren Schritt, den widerwärtig weichen Bewegungen, den falschen, phosphoreszierenden Augen. Mich überlief's bei ihrem Anblick, Hände und Füße wurden mir eiskalt, ich zitterte am ganzen Leibe, wenn meine Geschwister ein Kätzchen ins Zimmer brachten. Das kam übrigens selten vor, auch mein Vater liebte diese Tiere nicht, man hielt sie nicht im Hause und verjagte sie aus dem Garten.

Eines Tages ging ich über den Hof, der Lindenallee entgegen an den hohen Blumengestellen vorbei. Zwischen einem von ihnen und den Gebüschen, die seine Rückwand verdecken, befand sich ein Bottich mit Wasser zum Begießen der Blumen. Da, wie gesagt, ging ich vorbei und vernahm plötzlich ein Kratzen

und Plätſchern, wie wenn ſich etwas aus dem Waſſer herausarbeiten wollte und immer wieder hineinplumpſte; dazwiſchen, dünn und ſchrill, ein angſtvolles, hilfeheiſchendes Miauen. Es durchblitzte mich . . . Eine Katze! Eine Katze iſt ins Waſſer gefallen — oder hineingeworfen worden . . . Es gibt böſe Menſchen, die ſo etwas tun, die grauſam ſein können gegen Tiere . . . Haben wir nicht unlängſt eine Fledermaus geſehen, eine jämmerliche! Der Sohn des Gärtners hatte ihre Flügel an ein Brett genagelt . . . Wie ſie pfiff, wie ihr kleiner Körper bebte, wie ſie rang . . . O, herzzerreißend! — und dort die Katze, die krallt und miaut, ringt auch um ihr Leben . . . und das muß qualvoll anzuſehen ſein . . . Ich wandte mich und eilte vorbei. Aber bald regte ſich das Gewiſſen und auch — die Eitelkeit. Soll ich ſie zugrund gehen laſſen, weil ſie mir zuwider iſt? Es wäre ſchlecht, es wäre feig! . . . Ich werde doch nicht feig ſein — ich!

Alſo zurück durchs Gebüſch und mutig hinzugetreten an die Stätte des Grauens . . . Mutig, ja, das war ich im Vorſatz, in der Tat elend vor Angſt. Es wurde ſchlimmer, je näher ich dem Bottich trat, es wurde Entſetzen, als ich, mich auf die Fußſpitzen ſtellend, ein ſcheußliches Ding gewahrte, ein mit dunklem, ſtruppigem Fell

überzogenes Skelett . . . Es haut um ſich mit langen, dürren Beinen, es krümmt einen fürchterlichen Rücken . . . Wie Knoten in einem Stricke ſtehen die Knorpel hervor . . . Und danach die Hand ausſtrecken, es anrühren, das ſollſt du, das willſt du? . . . Ich tu's! . . . Vom Fieber des Abſcheus geſchüttelt, ergreife ich das Ding und hebe es in die Höhe. — Aber da ringelt ſich ſein fadendünner Schwanz, da faucht es mich an, ſetzt an zum Sprung in mein Geſicht . . . O, du Miſerables! Empört und ſchaudernd werfe ich es auf den Boden und laufe davon und bilde mir ein, daß es mir nachläuft . . . ja, ja, ich höre es, es faucht, es iſt ſchon nahe, es wird mich erreichen, an mir hinaufſpringen . . . Und ich renne mit klopfendem Herzen, mit verſagendem Atem, ich Heldin, vor einem eingebildeten Verfolger, durch Gartengänge, über Wege und Wieſen, bis meine Füße verſagen, und ich in Angſtſchweiß gebadet niederſtürze . . .

Ich weiß die Stelle gar gut, und wenn ich an ihr vorbeikomme, gedenke ich noch oft lächelnd jener Schreckensſtunde.

Am nächſten Tage fragte ich den alten Gartengehilfen: „Sag mir, wer wirft denn da bei uns Katzen ins Waſſer?“

Ob ich das Vieh in dem Bottich meine?

Ja, das hatte er hineingeworfen. Aber es krappelte sich heraus, und da schlug er es tot.

Tot geschlagen hatte er's! Und womit denn? — „Ja, mit der Schaufel; mit der da. Was eine Katze ist, wird nicht geduldet im Garten. Und das war nicht einmal eine rechte, war so was Halbes."

„Und was war denn die andere Hälfte? vielleicht ein Katz?"

Er gab darüber keine Auskunft, und ich war im Stillen ganz zufrieden mit dieser Lösung der Dinge, betrachtete aber doch das Mordinstrument mit Gruseln, und auch ihn, der etwas erschlagen hatte.

Wie zur Rechtfertigung wiederholte er, daß Katzen im Garten durchaus nicht geduldet werden dürfen.

„Nicht einmal halbe?"

„O, die schon gar nicht!"

In dem Gedichte in Prosa „Schattenleben" gab ich Rechenschaft von einer eigentümlichen Vorstellung, mit der ich meine ganze Kindheit hindurch gespielt habe.

Da hat es mich denn sehr überrascht, als ich kürzlich in einer von Tolstoi erzählten

Geschichte seiner Jugend die Schilderung der ganz gleichen Erscheinung fand. Auch er hat unter ihrem Banne gestanden, und ich habe seitdem gehört, daß es sich damit nicht um etwas Exzeptionelles bei Kindern handelt. So manche sollen von dem Zweifel an der Wirklichkeit dessen, was sie umgibt, heimgesucht sein. Bei mir hatte der Zweifel sich allmählich zur Überzeugung herangebildet.

Der Himmel, zu dem ich emporsah, die Sonne, der Mond, die Sterne und die Landschaft, die mich umgab, und was sie belebte oder vielmehr zu beleben schien, das alles war nicht. Meine Augen nur zauberten es hin. Wohin mein Blick fiel, wölbte sich das Firmament, breitete ein Stück Erdenwelt sich aus. Wohin aber mein Blick nicht drang, da war das Nichts, die Leere. Vor mir die Welt, hinter mir das schreckliche Nichts, grau, stumm, tot. O, wie brannte ich darauf, ihm einmal auf die Spur zu kommen, diesem Nichts! Unheimlich war's und häßlich, sich immer sagen zu müssen: es gähnt hinter dir her, macht sich breit in seiner grenzenlosen Armut und unaussprechlichen Langweiligkeit.

Nein, ich wollte mich nicht beständig von ihm narren lassen, ich wollte es entlarven und ihm auf sein schnödes Geheimnis kommen.

Und ich rannte, so schnell ich nur konnte, in den Garten tief hinein, bis an den Zaun, und dort, rasch wie ein Blitz, sah ich mich um . . . Aber da war schon wieder alles aufgestellt, die Gesträuche, die Bäume, Blumenbeete und Wiesen. Meine Augen waren immer zu langsam gewesen, kamen immer zu spät.

Manchmal faßte ich kühne Entschlüsse. Wenn die Menschen nicht sind, wenn ich sie mir nur einbilde, will ich sie mir so einbilden, wie sie sein müßten, um mir bequem und angenehm zu sein. Ich will mir einen Papa einbilden, den ich nicht fürchte, und eine Gouvernante, die mich nicht quält. Und einem in dieser Weise umgestalteten Papa, einer Mademoiselle Henriette, die eitel Liebe und Güte war, begegnete ich dann mit einer unbefangenen Vertraulichkeit, die äußerst mißfälliges Staunen erregte und mir manche Strafe zuzog. Das war gleichsam der stimmende Akkord zu der Erfahrung, die ich im späteren Leben so oft machen sollte. Über keines der Wesen, die ihre Existenz wirklich nur unserer Einbildungskraft verdanken, haben wir unumschränkte Macht. Wir können sie ins Leben rufen, sie aber nicht handeln lassen nach unserm bloßen Gefallen. Sind es Menschen, die den Namen verdienen, dann haben sie ihre eigenen

Geſetze, müſſen tun nach ihrer eigenen Natur und ſich aus dieſem Tun ihr Schickſal bereiten.

Zu jener Zeit, in der die irdiſche Welt mir zu einer Sinnestäuſchung herabgeſunken war, hatte ich mir eine andere, eine ſo ſchöne hergeſtellt, wie eine Kinderphantaſie ſie nur jemals erſchuf. Sie befand ſich weit drüben jenſeits der Berge und eines großen Meeres. An heißen Sommertagen, wenn die Sonne im Scheitel ſtand und die Sonnenſtäubchen glitzerten wie Diamanten, — wenn ich da recht lang zum Himmel hinaufblickte, da glaubte ich in der leuchtenden Bläue mein Land ſich ſpiegeln zu ſehen. Seine Wälder blieben immer dicht, immer blühten ſeine Blumen und reiften ſeine Früchte. Die Männer waren hohe Göttergeſtalten, die Frauen alle wie Feenköniginnen. Die Hauptſache aber waren die unzähligen Kinder, von denen mein Land wimmelte. Sehr verſchiedene Kinder und durchaus nicht alle gut und ſchön, aber alle ſo vollkommen frei wie junge Füllen auf unabſehbaren Weiden. Ich malte mir ihr buntes Treiben, ihre Spiele und ihre Kämpfe aus, ich dachte mich in ſie hinein, ich war ſie. Einmal die, einmal der, einmal das mit allen Tugenden geſchmückte, opferdurſtige kleine Mädchen, einmal ein übermütiger, wilder Junge. Nicht immer konnte ich dann die Geſtalt, in der ich eben

einhergewandelt war, sofort ablegen. Es blieben Überreste von ihr an mir haften. Und wieder überraschte ich meine Umgebung durch ein Gebaren von ganz besonderer Art. Gewöhnlich holte meine Schwester mich herab von einem Gipfel der Vollkommenheit oder strafte mein keckes und bubenhaftes Benehmen, indem sie ein sehr trauriges Gesicht machte, mich mit schmerzlicher Mißbilligung ansah und sagte: „Du bist aber heute wieder so kurios!"

Damit brachte sie mich augenblicklich zu mir, denn „kurios" sein wollte ich um keinen Preis. Es erschien mir, ohne daß ich einen Grund dafür hätte anführen können, sehr schimpflich.

Allmählich genügte es mir nicht mehr, nur in Gedanken in meinem Lande zu weilen, und ich eröffnete eine Korrespondenz mit seinen Bewohnern. Ich schrieb kleine Briefe auf das feinste Papier, das ich auftreiben konnte, und übergab es den Lüften zur Besorgung. So wurde Uhlands guter Rat: „Gib ein fliegend Blatt den Winden" von mir befolgt, bevor er mir zur Kenntnis kam.

Glückwünsche zu dem beseligten Leben, das meine fernen Freunde führten, Ausbrüche der Sehnsucht und Grüße bildeten den Inhalt meiner Briefe. Ich schrieb jeden mehrmals ab, bevor er mir endlich würdig schien, seine Reise an-

zutreten. Wenn er aber so weit gebracht war, dann kannte meine Ungeduld, ihn abzuschicken, keine Grenzen. Da gab's nur noch einen Wunsch: den günstigen Augenblick erspähen, in dem ich ihn seinen Flug unbemerkt antreten lassen konnte. Eine Stelle war dazu auserwählt; sie befand sich in der südöstlich gelegenen Ecke, die der Garten gegen die Fahrstraße und die Felder bildet. Ein Erdhügel ist dort aufgeschichtet, der einem Gartenhause zum Postament diente, einem hölzernen, weiß angestrichenen Rundbau mit rotem Kuppeldache. Die kleine Anhöhe bietet an sonnigen Sommertagen eine freundliche Aussicht auf die wellige, fruchtbare Landschaft, auf das in weichen, warmen Tönen schimmernde Marsgebirge, auf den abgestumpften Kegel des Klum, der jetzt bewaldet ist, auf dem aber damals nur ein paar einzelne Bäume standen.

Für uns knüpft sich an ihn eine Erinnerung, die mir etwas Ergreifendes hat.

Im Jahre 1829 kehrte unser Großvater Vockel aus Pyrmont, wo er vergeblich Heilung von einem Brustleiden gesucht hatte, zurück. Auf dem Gipfel des Klum ließ er den Reisewagen halten, stieg aus und überblickte zum letztenmal die Stätte seiner langjährigen und erfolgreichen Tätigkeit. Ein verwahrlostes Gut hatte er übernommen, ein sorglich und weise gepflegtes, das

seine Freude geworden war, schickte er sich an für immer zu verlassen. Klein mußte von dort oben das Bereich seines Strebens und Wirkens ihm erscheinen, und nur wie ein weißer Strich im Grün sein geliebtes Haus. Aber sagen durfte er sich, daß er in diesem kleinen Bereich zum Segen gewaltet hatte, und daß sein Wohnort für die Hütten in seiner Nähe Schutz und Schirm gewesen war.

Und nun, nicht ganz zwei Jahrzehnte später, stand die törichte Enkelin dieses Edlen und Weisen dem Klum gegenüber und hielt einige mit großer Kinderschrift beschriebene Papierstreifen in der Hand: ihre offenen Briefe an unbekannte Empfänger.

Sogar an — bei uns seltenen — windstillen Tagen war das Gartenhaus auf seinem Hügel von unermüdlich spielenden Lüften umweht. Immer war ich sicher, dort den Boten bereit zu finden, der mein Sendschreiben übernehmen und befördern sollte. Am schönsten war's bei heftigem Sturme, wenn die Wetterfahne, die in Gestalt eines Blätterkranzes das Dach bekrönte, sich knarrend drehte und das Ährenmeer auf den Feldern große Wellen schlug.

Dem Sturm vertraute ich mit Entzücken meine papiernen Brieftauben an, hielt sie hoch empor, war glücklich, wenn er sie mir entriß, und

sie bald nur noch wie weiße Pünktchen vor meinen Augen aufblitzten im Sonnenlicht . . . flogen, flogen — und meine Gedanken ihnen nach. Wer wird sie finden? Ein Mann, eine Frau, ein Kind? und sich wundern, sich freuen und fragen: „Wer schickt mir diesen Gruß? Wer schreibt mir so schöne, liebe Sachen?"

Nie trat die Versuchung mich an, von meinem Verkehr mit den Freunden jenseits der Berge und Meere gegen irgendwen auch nur die geringste Erwähnung zu tun. Vielleicht leitete mich dabei eine unbestimmte Angst vor einem Zweifel, einem Spott, der den Filigranbau meiner Träume erschüttert oder mir seinen Schimmer, wenn auch nur mit einem Hauch, getrübt hätte.

Zdißlawitz hat keine eigene Kirche; die Gemeinde ist in dem benachbarten Dorfe Hostitz eingepfarrt. Die Fahrstraße, die beide Orte verbindet, läuft bergab und bergan im Bogen zwischen Obstbäumen, Feldern und Hainen. Die Sehne dieses Bogens bildet ein Fußsteig, auf dem unsere Dorfleute in zwanzig Minuten aus ihren Behausungen zur Kirche gelangen. Bei gutem Wetter nämlich, denn bei schlechtem, wenn

der Regen unſern lehmigen Boden durchweicht und kniehoch in einen zähen Brei verwandelt, dann gibt es keine Berechnung der Diſtanzen mehr, und das Anlangen auch des beſten Schreiters an ſeinem Beſtimmungsorte wird zur problematiſchen Sache.

In Hoſtitz, in der kleinen Lokalei, die heute den Titel einer Pfarrei führt, ohne deshalb ſtattlicher geworden zu ſein, lebte unſer allerbeſter Freund, der hochwürdige Herr Pater Borek. Er hatte meine Eltern getraut, mich getauft, unſere Mutter zu Grabe geleitet. Er hat meiner Schweſter und mir die Lehren eines milden Chriſtentums vermittelt. Zweimal wöchentlich kam er zur Unterrichtsſtunde am Vormittage, blieb zu Tiſche bei uns, und wenn er den Heimweg antrat, gaben wir Kinder ihm das Geleite.

Meine Schweſter und ich hatten es nie beſonders eilig und wichtig, die Vorbereitungen zu einer Lektion zu treffen. Wenn aber die Religionsſtunde in Sicht kam, da entwickelten wir eine ameiſenhafte Tätigkeit im Herbeiſchleppen der unnötigſten Dinge. Ein Tintenzeug, das nie gebraucht wurde, Schreibhefte, deren blütenhafte Unſchuld immer unberührt blieb, ein Polſter für den Stuhl des geiſtlichen Herrn, das er immer hinwegtat, bevor er ſich

ſetzte. Auf dem Kanapee Platz zu nehmen, konnten wir ihn nicht bewegen. „Was Ihnen einfällt! Das ſchöne Kanapee . . . das iſt doch nicht zum Drauffetzen da?“ — Schön? Nun, wenn er's ſagte! Es ſtand am Pfeiler zwiſchen den zwei Fenſtern, hatte plumpe, mit Holz eingefaßte Lehnen und trug ein Wollkleid von unerklärlicher Farbe. Eine Art Gelbgrün, über das ein grauer Hauch hinwehte. Ihm gegenüber, an der Langſeite des Tiſches, ließ Pater Borek ſich nieder; wir zwei, die eine rechts, die andere links von ihm, nahmen die Schmalſeiten ein. Wenn beim „Aufſagen“ des Katechismus oder der bibliſchen Geſchichte eine Stockung eintrat, wartete unſer gütiger Religionslehrer und ſchwieg und ſah ins Gelbgrau hinein mit ſeinen kleinen, geduldigen Augen, die immer trauriger wurden, je länger die Stockung dauerte. An der Wand, gerade vor mir, machte ein niedriger Schrank ſich breit, auf dem unſere Menagerie in ſtattlicher Reihe paradierte. Zu jedem Geburts- und Namenstage bekamen meine Schweſter und ich ein Tier aus Carton-pierre, ein wildes oder ein zahmes, zum Geſchenk. Famoſe Geſchöpfe! nur — etwas heimtückiſch. Wie ſie es anſtellten, wer weiß es? Gewiß aber iſt: ſie verſtanden nie, ſich ſo intereſſant zu machen als während der Religionsſtunde. Förmlich in

einem neuen Lichte erſchienen ſie, es war ein Genuß, ſie anzuſehen. Der Elefant entwickelte eine ungewohnte Anmut, die Tigerin lächelte hold. Wir müſſen ihnen einmal gar zuviel Aufmerkſamkeit zugewendet haben, denn der Herr Lokaliſt, dieſes Urbild der Langmut, ſah ſich zu der Warnung genötigt, er werde ein Tuch breiten laſſen über unſere Tiere, wenn ihr Anblick uns zerſtreue.

Wir blieben ſtarr. Ein Ereignis ohne Beiſpiel: der geiſtliche Herr drohte mit einer Strafe! Ich weiß nicht, was in dieſem Augenblick größer geweſen ſein mochte, unſere Beſchämung oder der Wunſch, uns in ſeiner Meinung zu rehabilitieren.

Am Abend, nachdem man uns zu Bette gebracht — wir zwei Großen hatten jetzt unſer eigenes Schlafzimmer —, wurde Rat gehalten und das Mittel bald gefunden, dem guten Pater zu beweiſen, wie zweckmäßig die Maßregel geweſen wäre, die er uns in Ausſicht geſtellt hatte.

Als er wiederkam, empfingen wir ihn mit ſiegreichen Mienen und nahmen haſtig unſere Plätze am Tiſche ein. Dabei gab's ein unterdrücktes Gekicher, ein Hin- und Herſchießen von Blicken an Pater Borek vorbei, ein verſtohlenes Gucken nach der Menagerie. Wird er es

endlich merken? — Vivat! Endlich merkte er etwas. Er wandte ſich, ſeine Augen folgten der Richtung der unſeren, und nun ſah er, daß wir ſeine Worte in Ehren gehalten und unſere Tiere eigenhändig verhüllt hatten mit unſeren Umhängtüchern. Sie waren leider nur etwas zu klein, und von einer Seite guckte ein halber Dachshund, von der anderen ein halber Löwe aus dem Verſteck hervor.

Meine Schweſter ſprach, mit wichtiger Miene auf die mangelhafte Umkleidung deutend: „Wiſſen Sie, Hochwürden, damit unſere Tiere uns nicht zerſtreuen.“

Er ſeufzte: „Aber! Aber!“ und blickte ratloſer denn je ins Gelbgraue. Unſere ausgebreiteten Umhängtücher, der halbe Dachshund, der halbe Löwe zerſtreuten uns viel mehr, als der vollſtändige Aufzug der Vierfüßler jemals getan hatte.

Vom achten Geburtstage Fritzis an wurden wir mitgenommen, wenn man Sonntags nach Hoſtitz zur Kirche fuhr. Gut vorbereitet durch den geiſtlichen Herrn, wohnten wir der Meſſe mit inbrünſtiger Andacht bei.

Der Anblick der vielen Betenden, der Ausdruck ihrer Geſichter, ihr Geſang rührte und ergriff mich in der Seele. Ich liebte ſie, ich fühlte mich mit ihnen verwandt, weil ich auf der ſelben

Erdſcholle wie ſie geboren war. Erhebend wirkte auf mich der Klang der Orgel, und mit einem Entzücken, das kein Wort zu ſchildern vermag, flatterte und bebte mein ganzes Herz der Erſcheinung unſeres Herrn entgegen, und jubelvolle Demut erfüllte mich, wenn der Glockenklang feierlich ſeine Ankunft verkündete. Der Herr des Himmels und der Erde ließ ſich nieder zu uns, kam zu uns in unſere kleine, ſchmuckarme Kirche, erfüllte uns mit den ſüßen und heiligen Schauern ſeiner göttlichen Gegenwart...

Aufmerkſam verfolgte ich jede Bewegung und jeden Schritt des Prieſters am Altare, merkte mir genau ſeine laut geſprochenen und den Tonfall ſeiner nur gemurmelten Worte.

Beim Nachhauſekommen holte ich dann eine Schachtel herbei, die ein vollſtändiges Meßgerät aus Zinn enthielt, und verſuchte nun ſelbſt, die Meſſe zu leſen. Meine Schweſter miniſtrierte, wenn auch ungern, und mußte ſehr gebeten werden, bevor ſie ſich dazu herbeiließ. „Ich weiß nicht, ich weiß nicht," ſagte ſie, „es ſcheint mir nicht ganz recht." Aber ich wußte ſie zu überreden: ich machte ihr klar, daß wir dem Pater Borek eine neue, viel ſchönere Überraſchung als die letzte bereiten würden, wenn wir einmal unſer kleines Meßopfer vor ihm darbrächten. Da ſieht er doch, wie wir achtgeben in der Kirche,

und wie gut wir uns alles, was dort vorgeht, merken.

Sie blieb zwar bei ihrem: „Ich weiß nicht, ich weiß nicht," beugte sich aber, wie gewöhnlich, meinem Willen.

Eines Nachmittags wurde denn der geistliche Herr eingeladen, in das Zimmer Großmamas zu treten, die ins Geheimnis gezogen war. Er und sie nahmen Platz vor einer Doppeltür in der Tapete. Ihr äußerer Flügel stand offen, von innen war sie weiß ausgelegt, und in ihrer Vertiefung hatten wir unseren Altar errichtet. In feierlicher Stimmung erschienen wir, meine Schwester das Glöcklein schwingend, ich hinter ihr, den verdeckten Kelch in den Händen, ganz Andacht und Versunkenheit. An unsere kleine Gemeinde dachten wir nicht während der unbefugten Darbringung unseres Opfers. Aber als wir, die Konsekrierende und die Ministrierende, ernst, wie wir gekommen waren, von dannen schritten, sah ich den geistlichen Herrn erwartungsvoll an und rechnete auf einen freundlichen, Beifall spendenden Blick. Statt dessen begegnete ich einem sehr befremdeten. Pater Borek sah traurig und fast wie verlegen aus. Wir hatten ihm mit der unbefugten Ausübung einer heiligen Handlung kein Vergnügen gemacht.

„Siehst du, es war nicht recht," sagte meine

Schweſter, als wir in unſer Zimmer zurückkehrten.

Sie legte das Kamiſölchen ab, das ſie angetan hatte, um aufs Haar einem Sakriſtan zu gleichen; ich entledigte mich der zwei Schürzen, die, eine nach vorn, die andere nach rückwärts gebunden, ein Meßgewand vorſtellen ſollten. Langſam räumten wir das Meßgerät wieder in ſeine Schachtel ein, recht mit dem Gefühl: Zum letztenmal und für immer.

Bald darauf ſollte mein treuer Seelſorger noch weit Schlimmeres durch mich erfahren.

Er bereitete uns, in ſeiner mild eindringlichen Weiſe, zur erſten Beichte vor und ich malte mir gar deutlich die Wonne aus, die mich ergreifen würde nach der Losſprechung von allen meinen Sünden. Sie ſind ausgelöſcht, ſind wie nie begangen; ich werde keine Gewiſſensbiſſe mehr haben, weil ich unhöflich war gegen das Stubenmädchen, voll Streitluſt gegen meine Brüder, weil ich ſo heiß gewünſcht habe, ein tüchtiger Prügel möge aus den Wolken niederfahren und der Mademoiſelle blaue Flecke ſchlagen. In engelhafter Reinheit werde ich aus dem Beichtſtuhl treten, und engelhafte Freude wird mein Herz erfüllen.

Dieſe Ausſicht war entzückend, aber furchtbar die Angſt, früher oder ſpäter doch wieder

in meine alten Fehler zu verfallen und den Glanz meiner Seelenschönheit zu trüben. Ach — wer sterben könnte, gleich nachdem er sündenfrei geworden ist! Er wäre gerettet, er würde pfeilgerade auffliegen in den Himmel und von dessen Bewohnern empfangen werden wie ein Heimgekehrter von den Seinen.

Aus dem brennenden Wunsche nach einem so herrlich erlösenden Tod keimte und reifte auch sehr bald der Entschluß, ihn herbeizuführen. Das konnte ich ja, das war ja kinderleicht; es kostete nur einen Schritt oder vielmehr einen Sprung — einen Sprung aus dem Fenster. Wer sterben will, springt aus dem Fenster, und diese Art, ins Jenseits zu entfliehen, sollte die meine sein. Daß unser Haus nur ein Stockwerk hatte, und daß mein Sturz durchaus nicht todbringend sein mußte, erwog ich nicht; ich war dem Nächstliegenden entrückt, schwebte schon in himmlischen Sphären, der Nähe Gottes entgegen, in die geöffneten Arme meiner Mutter. Ahnungen der Glückseligkeit erfüllten mich, kein Zweifel an der Vortrefflichkeit meiner Tat störte mich, kein Gedanke an den Abschied von den Meinen fiel mir aufs Herz ...

In der Kapelle war mittels eines Fauteuils und eines Betschemels ein Beichtstuhl improvisiert worden. Sehr gut erinnere ich mich, daß ich beim Eintreten dem geistlichen Herrn zulächelte,

und daß er mich ernst ansah und ein weißes Tüchlein, das er in der Hand trug, emporhob und vor sein Gesicht hielt.

Meine Schwester legte zuerst ihre Beichte ab; ich folgte, ich tat mein Schuldbekenntnis mit heißer Reue und vernahm in tiefster Zerknirschung die Ermahnungen meines priesterlichen Freundes und in unsagbarer Spannung der leise gemurmelten Lossprechung. —

Von dem unmittelbar darauf Folgenden gibt mein Gedächtnis mir keine Rechenschaft. Ich finde mich erst im Zimmer meiner Großmutter wieder, auf ihrem Arbeitsstuhle stehend am offenen Fenster, sehe mich hastig und in Angst, überrascht zu werden, das Fensterbrett ersteigen. Nun ein rascher, heftiger Satz, ein Schlag vor die Stirn, ein Funkenstieben vor den Augen ... Ich stürzte — aber nicht hinab in den Garten — zurück ins Zimmer. Mein Sprung hatte mich zu hoch getragen; ich war an das Fensterkreuz angeprallt und lag halb betäubt auf dem Boden, als die Tür sich öffnete und Pater Borek eintrat.

Im Saal hatten sich alle zum Frühstück versammelt; nur eines seiner Beichtkinder fehlte. Er, von einer unbestimmten Angst erfaßt, ging es zu suchen und fand es und sah, wie es sich bei seinem Anblick entsetzt aufraffte und nun

vor ihm ſtand, verſtört, verwundet . . . Wohin waren plötzlich meine Träume von Engelsunſchuld und Himmelsherrlichkeit gekommen? Nach den erſten Fragen ſchon, die der geiſtliche Herr an mich ſtellte, bei der Mühe und dem Schmerz, die es mich koſtete, ſie zu beantworten, wußte ich: ein ſchweres Unrecht war, was ich im Sinne gehabt, und ich hatte eine Sünde begehen wollen, viel größer als die Sünden, deren ich mich in der Beichte angeklagt.

Mein Freund, mein Vertrauter, mein Lehrer ſah traurig zu mir herab, ſeine gütigen Augen wurden immer trüber, die Kummerfalten längs der Wangen vertieften ſich immer mehr . . . Er ſtreckte die Hand aus, drückte die Schwurfinger an die Beule auf meiner Stirn und ſagte:

„Da hat Ihr Schutzengel ‚Merk's Tölpel' draufgeſchrieben."

Er hat mir auch ſpäter keine Vorwürfe über meine mißlungene Himmelfahrt gemacht. Vorwürfe zu machen war ſo wenig die Sache unſeres lieben geiſtlichen Herrn! Strenge lag ihm fern; er wandte ſie ſogar da nicht an, wo ſie ſehr am Platze geweſen wäre. Das ſchadete aber ſeinem Anſehen in der Gemeinde nicht. „Er iſt eben ein Heiliger", ſagten die Leute, „und meint, alles in Güte ſchlichten zu können."

Zwei Jahre früher, anno 1836, als in unſerer

Gegend die Cholera wütete, da hatte der ſtille und einfache Mann ſich in ſeiner Glorie gezeigt. Die Seuche raffte Tag für Tag neue Opfer mit grauenhafter Plötzlichkeit hinweg. Sie überfiel die Menſchen und ließ nicht mehr ab von ihrer Beute. Unaufhörlich klang der traurige Schall des Zügenglöckleins vom Dorfe herüber. Tag und Nacht ſtand Pater Borek im ſchweren Dienſte ſeines Prieſteramtes. Von Sterbebett zu Sterbebett rief es ihn. So manches Mal konnte er zu dem Kranken, dem er die letzten Tröſtungen brachte, nur gelangen, indem er über Leichen wegſchritt, die auf dem Boden hingeſtreckt lagen. An den Fenſtern des Schloſſes raſſelte ſein Wägelchen immer und immer wieder vorbei. Wir hörten es von weitem kommen, knieten nieder und beteten für eine ſcheidende Seele.

Im erſten Schrecken hatten ſich die armen Menſchen widerſtandslos der unbekannten Feindin überantwortet. Man mußte ſie erſt lehren, daß es möglich ſei, gegen ſie anzukämpfen.

Auch bei uns war die Seuche eingekehrt. Einige der Diener wurden von ihr ergriffen. Maman Eugénie und unſer kleiner Viktor erlitten ſchwere Anfälle des furchtbaren Übels. Mama erholte ſich langſam, das ſchwächliche Kind ſchien verloren. Sogar die freudige und troſtvolle Zuverſicht des Arztes, Doktor Engel, geriet endlich

ins Wanken. Er war ein noch junger Mann, ein großer, dunkelbärtiger Jude und kam täglich aus der kleinen Stadt Kremsier von einem Dorf, von einem Schloß zum andern gefahren und bemühte sich um den ärmsten seiner Kranken mit der gleichen Sorgfalt wie um den wohlhabendsten. Von Pater Borek unterstützt, leitete er die Anstalten, die getroffen wurden, um das Elend, von dem wir umgeben waren, zu lindern und neuem Unglück womöglich vorzubeugen. Morgens und abends standen im Schloßhofe große Pfannen voll dampfender Rumforder Suppe. Die Leute kamen mit Töpfen und Kannen und holten eine gute, gesunde Nahrung für sich und ihre Kinder. Massen von Unterkleidern wurden verteilt. Am eifrigsten von unserer Großmutter, die sich nie genug tat, wenn es zu geben und zu helfen galt. Wo sie war, da war Hochherzigkeit und Güte, da — wenigstens uns Kindern gegenüber — war aber auch große Nachsicht und etwas Schwäche. Sie brachte es nicht übers Herz, uns sogleich davonzujagen, wenn wir uns heranschlichen, um zuzusehen bei der Suppen- und Kleiderverteilung. Sie drückte ein Auge zu, wenn wir der Köchin oder einer Küchenmagd den Schöpflöffel abschwatzten, um ihre Tätigkeit am Suppenkessel nur ein bißchen, nur ein klein wenig ausüben zu dürfen. Aller-

dings kannte man damals die feige Angst vor Ansteckung noch nicht, die heute herrscht. Noch waren die unsichtbaren Feinde nicht entdeckt, die in scheinbar reiner Luft hausen und jeden Atemzug zur Lebensgefahr machen können. Unsere Unwissenheit war unsere Stärke. Es fiel weder unserem Vater noch einem andern Gutsbesitzer in der Umgebung ein, die Flucht zu ergreifen, wenn im angrenzenden Dorfe eine ansteckende Krankheit ausgebrochen war. Man blieb daheim, teilte das Mißgeschick der kleinen Nachbarn, fand das selbstverständlich und setzte es nicht auf Rechnung seiner Humanität.

Einmal, an einem schönen Sommervormittag, gerade nach der Ausspeisung der Dörfler, bei der wir uns wieder überflüssig machten, kam das Kindermädchen in den Hof gelaufen und rief uns zu: „Die Mama läßt Ihnen sagen, Sie sollen hinaufschauen zu dem Fenster!“ und dabei deutete sie auf das letzte des Seitenflügels, in dem die jetzt zum Krankenzimmer verwandelte Kinderstube sich befand. „Sie werden etwas sehen, was Sie schon lange nicht mehr gesehen haben.“

Nun brach ein unaussprechlicher Jubel aus. Etwas sehen, das wir lange nicht mehr gesehen hatten, und dort am Fenster? Es war leicht zu erraten, was das sein konnte. Der Kleine! der

Kleine — und vielleicht auch die Mama! Wir ſtanden und guckten und guckten empor in brennender Erwartung. Und jetzt wurde der innere Flügel des Fenſters, das wir anſtarrten, geöffnet, und dicht an den äußeren trat Mama und mit ihr unſre alte Pepi mit einem Weſen auf dem Arme, bei deſſen Anblick wir weinten und lachten. Er war's, es war unſer armes Brüderlein. Aber ſein Geſicht war gelb wie eine Zitrone und förmlich zuſammengeſchrumpft. Der kläglich verzogene Mund verſuchte uns zuzulächeln, und ein müdes Händchen hob ſich und winkte grüßend zu uns herab. Adolf fing an zu tanzen und drehte ſich wie ein Derwiſch; unſere Kleinſte jauchzte. Und alle ſandten unzählige Küſſe zu unſeren Geneſenden empor. Ein Wunder, daß die Sehnſucht uns nicht wie an Stricken zu ihnen hinaufzog.

In vollſter Feſtfreude fand uns Papa, der mit Doktor Engel aus dem Hauſe trat. Er warf einen raſchen Blick auf uns, wandte ſich dem Arzte zu und umarmte ihn. „Kinder," ſprach er, „dankt dem. Der heißt nicht nur Engel, der iſt ein Engel."

Er wiederholte dieſe Worte regelmäßig, wenn er ſpäter jener ſchweren Zeiten gedachte, und verſäumte dann auch nie, unſeren getreuen Seel-

ſorger zu preiſen: „Ja, der jüdiſche Arzt und der katholiſche Geiſtliche, allen Reſpekt! Beide waren Helden.“

Meine Zweifel an dem wirklichen Beſtehen all deſſen, was mich umgab, meldeten ſich allmählich immer ſeltener. Der Glaube an die Schöpferkraft meines Auges erloſch. Zugleich wurden die Bilder meiner erträumten Welt in der unerreichbaren Ferne immer undeutlicher. Die lange und eigenſinnig genährte, immer getäuſchte Hoffnung auf ein wenn auch noch ſo ſchwaches Zeichen „von drüben“ entſchwand am Ende doch. Auch eine mütterliche Liebe für meine Verſe und meine Proſa begann ſich in mir zu regen, und ſtatt ſie den Lüften auszuliefern, ſchrieb ich ſie ſauber und nett in ganz kleine Hefte, die ich ſelbſt verfertigte, und von denen ich immer mehrere Exemplare in meiner Taſche trug. Wenn mir eine beſonders tönende Strophe zum Preiſe Gottes, der heiligen Jungfrau oder eines Helden, den ich heiß verehrte, gelungen war, dann ging mein Mund über von dem, was mein Herz erfüllte. Ich deklamierte und ſang meine Hymnen; da ſäuſelte und brauſte es nur von „voile und étoile, gloire und espoir“ und ſo weiter!

Manchmal wurde meine Schweſter aufmerkſam und ſagte: „Das iſt ſchön; wo haſt du das geleſen?“ — Aber wenn ich voll Stolz erwiderte: „Das hab ich ſelbſt gemacht!“ war es vorbei mit der Bewunderung, und ſie bat in ihrer ſanften Art: „Ach geh, mach doch keine Gedichte!“ — Und nun konnte ich noch ſo dringend fragen, was ſie gegen mein Verſemachen einzuwenden habe, immer lautete ihre Antwort ausweichend und unbeſtimmt.

Es kam ihr „halt ſo kurios“ vor. Ich glaube, daß eine dunkle Empfindung ihr verriet, Verſemachen ſei eine gefährliche Sache, mit der man ſich lieber nicht befaſſen ſollte. Sie forderte mich nie auf, eines meiner Gedichte zum zweiten Male herzuſagen, und wich jedem Geſpräch darüber ängſtlich aus. Von dem Schmerz und dem Groll, den dieſe ſtumme Ablehnung mir verurſachten, habe ich nie etwas verraten, und wie oft ſollte ich ſie erleiden! Alles wiederholt ſich im Leben. Der Grundton, auf den das Schickſal des Größten wie des Kleinſten geſtimmt iſt, kommt immer wieder hervor. Die ſtumme Ablehnung, die mein erſtes poetiſches Geſtammel durch eine Getreueſte und Geliebteſte erfuhr, wurde meiner Schriftſtellerei bis ins reiffſte Alter durch andere Vielgetreue und Vielgeliebte zuteil.

Allverehrte, auch von den Meinen an-

erkannte Autoritäten hatten mir längſt ein Talentchen und die Berechtigung, es auszuüben, zugeſprochen, und immer noch bewahrten die mir teuerſten Menſchen über meine per nefas geborenen Geiſteskinder ein rückſichtsvolles Schweigen.

Als meine Schweſter ihr zehntes und ich mein neuntes Jahr erreicht hatte, wurden wir von Zeit zu Zeit ins Theater mitgenommen. Im jetzigen Karl-Theater, damals noch das Kaſperl-Theater genannt, ergötzten wir uns an der Aufführung einiger urwieneriſcher Poſſen, die genial geſpielt wurden. Einen hinreißenden Eindruck aber machte mir Raimunds „Mädchen aus der Feenwelt" (wenn ich nicht irre, im Theater an der Wien dargeſtellt). Völlig berauſcht kam ich nach Hauſe; die Richtung, in der meine Phantaſie fortan ihre Flüge nehmen ſollte, war beſtimmt. Ich wurde unerſchöpflich in der Erfindung von Theaterſtücken, die ich nicht aufſchrieb, ſondern nur meiner Schweſter und unſern Freundinnen und Altersgenoſſinnen erzählte. Gegen dieſe Art der Produktion wendete Friederike nichts ein; ſie übernahm ſogar eine Rolle, wenn die Aufführung meiner Komödie beſchloſſen wurde. Und das war keine ſo leichte Sache, denn die Schauſpielerinnen mußten die Reden improviſieren. Es geſchah mit Feuereifer und gänzlich unbefangen. Auf ein Publikum brauchten

wir nicht Rücksicht zu nehmen; das fehlte, ging uns aber nicht ab. Die Gouvernanten, die es hätten bilden können, saßen im Nebenzimmer und schwatzten. Uns selbst zu erfreuen und zu gefallen war der Zweck unserer künstlerischen Leistungen, und sie erfüllten ihn glänzend.

Da — in der Zeit ihrer hohen Entfaltung, schien eine noch höhere ihnen bevorzustehen. Eines Sonntags erfuhren wir die merkwürdigste Überraschung. Unsere feinste Darstellerin, sie, die mit meiner Schwester in den Rollen der unschuldig Verfolgten abwechselte, erschien, Triumph im rosigen Gesichtchen, in den zarten Händen ein Manuskript, und verkündete uns, daß sie ein Theaterstück gedichtet und aufgeschrieben habe.

Nein, war's möglich? Aufgeschrieben, ein ganzes Theaterstück? — Nein, diese Fanni, wer hätte ihr das zugetraut! Sie lächelte still vergnügt, setzte sich an den Tisch und begann mit leiser, bewegter Stimme ihr Werk vorzulesen. Wir hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu; es gefiel uns außerordentlich; es war etwas Neues. Bisher hatten wir uns im Heroischen oder im Lustigen bewegt. Fanni brachte etwas Sentimentales. Die Rollenverteilung machte keine Schwierigkeiten; wir einigten uns rasch. Am zufriedensten war wohl ich. Mir war die Darstellung eines alten Onkels anvertraut, der zankt

und poltert, sich aber zuletzt als der weichste Gemütsmensch entpuppt und eine rührende Rede hält.

Der Abend wurde damit zugebracht, die Rollen auszuschreiben. Um sie auswendig zu lernen, benutzten wir die Woche hindurch jeden freien Augenblick. Am nächsten Sonntag fand die Probe, am übernächsten die Aufführung statt; nicht bei uns, sondern im Hause der Mutter unserer Dichterin. Ein kleines Theater war aufgestellt, ein kleines Publikum war eingeladen, die Vorstellung ging wie am Schnürchen. Alle Personen, die auftraten, wurden ernst genommen und erhielten Applaus; bloß der alte Onkel erregte immer nur Heiterkeit. Seine Zornesausbrüche wirkten komisch, und als er am Schlusse rührend werden wollte, brach das Publikum in Gelächter und der Mißverstandene in Tränen aus. Und nun kam der bitterste Tropfen im Leidenskelche dieses Abends. Für sein mühsam unterdrücktes Schluchzen, für die heißen Tränen, die ihm in den grauen Bart liefen, erntete der alte Onkel lauten, grausamen Beifall.

Am nächsten Sonntag stellte unsere Freundin sich an der Spitze eines zweiten Theaterstückes ein, das sie uns auch vorlas. Es war — wieder eine Neuerung — in deutscher Sprache geschrieben. Ihm aber geschah unrecht von Anfang an. Man wollte sich nicht mehr mit dem Aus-

ſchreiben der Rollen und mit dem Memorieren plagen. Überdies ſagte der Stoff des neuen Dramas uns nicht zu. Es war ein bibliſcher: „Abrahams Opfer“. Willkürlicherweiſe hatte die Dichterin die Erzmutter Sarah in den Vordergrund geſtellt. Sie ſpionierte, entdeckte und erlauſchte alles, was ihr Gatte ſann, war, ſichtbar oder unſichtbar, immer auf der Bühne. Sie hatte ſich durch ihr zudringliches Weſen ſchon recht mißliebig gemacht, ſchon manches: „O je, die Sarah! iſt ſie wieder da?“ war laut geworden, als die Vorleſerin zu der Stelle kam: „Sarah tritt auf. Sie wirft ihre Augen in eine Allee“ ... Weiter ging es nicht. Ein Schrei der Entrüſtung erhob ſich. Das hätte man wiſſen mögen, wie das zu machen war. Man bat um Erklärungen; man verhöhnte jede, die verſucht wurde; man brach den Stab über das Opfer Abrahams.

Dieſer unſelige Mißerfolg riß auch mich ins Verderben. Unſere beſten Kräfte entdeckten plötzlich, daß die Komödienſpielerei ſie eigentlich langweile. Meine in hellem Enthuſiasmus erdachten Theaterſtücke teilten das Schickſal meiner Gedichte — niemand wollte ſie mehr anhören. So wurden denn meine kleinen Hefte abermals meine einzigen Vertrauten. Längere Zeit hindurch half mir eine trotzige Reſignation, über ihren Inhalt

Schweigen zu bewahren. Ebensogut hätte ich aber eine Brut Singvögel mit mir herumtragen und sie bewegen können, stumm zu sein. „Hat er es einmal aufgeschrieben, will er, die ganze Welt soll's lieben." Mir vertrat meine Schwester diese ganze Welt, die „es" lieben sollte. Sie jedoch war erschrocken und betrübt, als ich ihr wieder mit meinen Gedichten kam. So hatte ich denn meine unglückliche Kuriosität noch nicht abgetan? Wie unzufrieden wären der Papa und die Großmutter und die Tante, wenn sie etwas von ihr erführen! — Ich gestand mir, daß sie recht haben könne, wollte es aber nicht zugeben und berief mich auf das Beispiel der Mutter Fannis, die sich freute, daß ihre Tochter Theaterstücke machte. — Ja, es war eben anders bei uns, und ich hatte mich zu fügen. Wenn man weiß, daß man etwas nicht tun soll, läßt man's bleiben. Das ist ganz einfach. Sie hielt mir eine ihrer hübschen, wehmütigen Predigten, die dem Tiefsten ihres warmen, frommen, liebevollen Herzens entquollen. Dabei wurde sie so traurig und brach endlich in so heiße Tränen aus, daß ich, gerührt und ergriffen, einen heroischen Vorsatz faßte und ihr versprach, nicht mehr davon zu reden, wenn „es" in meinem Kopf wieder anfangen würde zu dichten, auch nie mehr etwas aufzuschreiben, und wenn die Versuchung dazu

mich anträte, innig zu beten um die Kraft, ihr zu widerstehen.

So tat ich, mit heißer Inbrunst, und die Gebete, die ich im frommen Selbstbetrug zum allgütigen, allmächtigen Vater und Schöpfer emporsandte, waren nichts anderes als ein armes, kindisches Versgestammel.

In der Stadt begleiteten wir zwei Ältesten unsere Großmutter am Sonntag in die Ruprechtskirche, und nach der Messe durfte dann immer eine von uns noch eine Weile bei Großmama bleiben. Da war denn einmal wieder mein Sonntag, und ich stand am Fenster und genoß die wohlbekannte Aussicht. Unser Haus hatte die Form eines langgeschwänzten Klaviers; sein schmales Ende zog sich vom Haarmarkt herüber durch zwei kleine Gassen, bis zum sogenannten „Rabenplatzl". Dort überragte es turmartig seine beiden Nachbarn zur Rechten und zur Linken, uralte, umfangreiche Häuser. Das Gegenüber bildete ein gelbes, plumpes Gebäude, das uns nur seine Ecke zuwandte und immer im Begriff schien, auf dem abschüssigen Terrain des „Platzl" zur Donau hinab zu gleiten, der auch die beiden Gassen, die neben ihm hinliefen, entgegenstrebten.

Sehr heiter und belebt war es hier herum nicht, am wenigsten des Sonntags, wenn die Kaufleute die Läden geschlossen hatten. An diesem einen Sonntags-, einem Frühlingsmorgen, aber erschimmerte alles, worauf meine Augen sich richteten, im Reflex des Glanzes, der mir die Seele erfüllte. Ich freute mich am Sonnenlicht, das auf fremden Fensterscheiben blinkte — zu den unseren drang es nicht. Ehrwürdig und lieb sogar erschienen mir auf den Dächern die plumpen Rauchfänge mit ihren schiefen Hüten, denen der blaue Himmel einen leuchtenden Hintergrund abgab.

In der Kirche war ich heute besonders andächtig gewesen, hatte die heilige Messe eifrig nachgebetet aus dem Büchlein „Nouvelles heures à l'usage des enfants", das ich seit meinem siebenten Jahre besaß. Den krönenden Schluß meiner Sonntagsfeier bildete immer das Genießen des poetischen Anhangs, der dem kleinen Buche beigegeben war und unter anderem die „Méditation sur la mort" von Pierre Corneille enthielt. Sie erschien mir als das Höchste, zu dem ein Dichtergeist sich aufschwingen kann, sie machte mein Entzücken aus und mein Leid; denn meine eigenen Poesien erschienen mir so fahl und nichtig wie Staub im Vergleich zu diesen prunkvollen Versen. Sie klangen damals, als ich

am Fenſter ſtand und den Himmel und die Rauchfänge bewunderte, in mir nach. Ich ſagte ſie leiſe vor mich hin, ſo lang, bis ich, hingeriſſen von meiner Begeiſterung, dem Wunſche, ſie geteilt zu ſehen, nicht mehr widerſtehen konnte. So trat ich denn zu Großmama, die auf dem Kanapee ſaß und ſtrickte, und begann, jetzt aber laut:

„Pense, mortel, à t'y résoudre,
Ce sera bientôt fait de toi.
Tel aujourd'hui donne la loi,
Qui demain est réduit en poudre.“

Sie ſah etwas befremdet von ihrer Arbeit auf, ſie lächelte; der gütige Ausdruck, mit dem ihre Augen auf mir ruhten, ermunterte mich fortzufahren. Und öfters, während ich ſprach, nickte ſie mir Beifall zu, und als ich zum Schluſſe gekommen war, lobte ſie das Gedicht und mich — weil ich es auswendig gelernt hatte. Ihr Lob, mit dem ſie ſo ſparſam war wie mit Tadel, berauſchte mich, und noch mehr davon zu erlangen, begehrte meine geſchmeichelte Eitelkeit.

Auswendig gelernt? Ach was! Ich hatte es nicht auswendig gelernt . . . Es hatte ſich von ſelbſt meinem Gedächtnis angeklebt. Alle Verſe, die ich las, klebten ſich ihm an, fielen mir wieder ein beim Spazierengehen oder beim Spielen. Die Verſe kamen zu mir, weil ich ſelbſt

Verſe machen konnte. Ja, ich mußte es der Großmama anvertrauen ... Auf einmal waren meine guten Vorſätze, war alles vergeſſen, was ich meiner Schweſter verſprochen und mir ſelbſt zugeſchworen hatte. Ich wußte nur noch, daß alles geſagt und geſungen werden müſſe, was mir im Herzen klang und tönte, andern zur Freude, mir ſelbſt zum Heile. Haſtig und konfus werde ich es vorgebracht haben, aber meinen wirren Reden entnahm Großmama doch die Neuigkeit, daß ich „Poeſien“ machte. So ſchöne noch nicht wie Pierre Corneille, aber das wird kommen, ſpäter, ganz gewiß, wenn ich eine erwachſene Dichterin ſein werde ... Du lieber Gott! In der Schilderung dieſes ruhmvollen Zukunftsbildes kam ich nicht weit. Großmama unterbrach ſie mit einer Strenge, die ich noch nie von ihr erfahren hatte, und die mir bis zum heutigen Tage unerklärlich geblieben iſt. Warum hat die ſonſt Gütigſte und Nachſichtigſte mein Geſchwätz nicht wie eine kindiſche Torheit, ſondern wie ein Unrecht behandelt und hart zurückgewieſen? Bevor ich mich beſonnen und den Mut zu einem Wort der Entſchuldigung gefunden hatte, war ich fortgeſchickt worden und befand mich unter der Obhut Joſefs, Großmamas altem Diener, auf dem Heimweg in den zweiten Stock. Das war eine Reiſe! Das war ein Emporſteigen

mit einer Laſt auf dem Gewiſſen, die ſchwerer wurde mit jeder Stufe, die ich ſonſt luſtig hinaufhüpfte und jetzt ſo mühſam erklomm. Wie oft blieb ich ſtehen; wie brannte mir die Lüge auf den Lippen: „Joſef, ich bitte Sie, kehren wir um; ich hab etwas vergeſſen.“

Aber ich brachte es nicht heraus. Wir gingen weiter; wir langten an. — Nun war keine Hoffnung mehr. Ich würde keine Gelegenheit mehr finden, mich zu rechtfertigen — es wenigſtens zu verſuchen. Großmama kam, ich wußte das wohl, auf eine einmal erteilte Rüge nie wieder zurück. Die Sache war für ſie abgetan, und meine Abſicht, eine Dichterin zu werden, blieb in ihren Augen etwas Unrechtes und Sündhaftes. Ihre Entrüſtung hatte es mir gezeigt. Ach, wenn der Himmel ſich meiner erbarmen und mich erlöſen wollte von dieſer Sündhaftigkeit, oder was es denn ſein mochte. „Erlöſe mich! erlöſe mich!“ rief ich den Allmächtigen an, und bei ihm und bei meiner Getreueſten, meiner Schweſter, ſuchte ich Hilfe in meiner mit Verzweiflung recht nah verwandten Ratloſigkeit. Aber Hilfe wußte meine Schweſter nicht zu bringen. Sie meinte immer nur: „Sprich nicht davon; dann vergeht's vielleicht.“

Vielleicht! Ihre Zuverſicht war dahin; ſie begann mein Übel als ein unheilbares anzuſehen.

Wir beteten ein wenig und weinten viel, und ich wünschte mir ehrlich und heiß, bald zu sterben, um nicht noch mehr unwillkürliche Schuld auf mein Haupt zu laden. Gut bei diesem Verfahren der Meinen war bloß die Absicht. Gewollt haben sie mein Bestes und, ohne zu wissen was sie taten, mir das peinvoll demütigende Gefühl eines angebornen, geheimen Makels aufgebürdet.

Mit der Zeit wandte sich das Blatt, jedoch nicht zum Besseren. Woraus mir ein Vorwurf gemacht wurde, das war etwas Unentrinnbares und ohne mein Wissen und Wollen durch eine höchste, göttliche Macht über mich verhängt. Die Leiden, die ich dadurch erduldete, und leiden wollte ich ja! erschienen mir nicht wie gewöhnliche, sondern wie besonders schöne und erhabene, wie die eines Märtyrertums, und aus diesem Bewußtsein schöpfte ich eine große Widerstandskraft; es erweckte aber auch in mir ein tüchtiges Maß Hoffart.

○□○

Gegen die Schreckensherrschaft unseres Drachen in Gouvernantengestalt hatte sich allmählich eine kleine Partei gebildet. Wenn er gar zu arg wetterte, erschien unversehens Pepinka oder unser feines, braves Stubenmädchen Apollonia und

machte dem Tanz ein Ende. Ja, wenn es hier „einen solchen Spektakel“ gibt, muß der Papa gerufen werden, hieß es mit vielsagenden Blicken nach der Mademoiselle. Sogleich legte sich der Sturm, und wir merkten wohl, auf wen die Drohung gemünzt war. Auch Tante Helene fand sich oft ein, holte uns ab und nahm uns mit in ihr Zimmer.

Sie bewohnte das selbe, in dem Maman Eugénie gestorben, und wir sprachen von jüngst vergangenen glücklichen Zeiten, in denen sie noch bei uns gewesen war. Aber auch längst vergangene und sehr traurige Zeiten ließ Tante Helene vor uns aufleben, ihre freudlose, sorgenvolle Jugend. Sie war in Armut aufgewachsen; sie hatte ihren Bräutigam und zwei Brüder in den Kriegen gegen Frankreich verloren. Über den dritten (unseren Vater) war sie lange in quälendem Zweifel geblieben, ob er tot oder gefangen sei. Viel Leiden hatte die Tante erfahren müssen, bis ihr endlich ein Glück erblühte. Ihrer Ehe mit einem ausgezeichneten, allverehrten, aber weit älteren Manne entsproß ein Söhnchen. Nun lernte sie das Beste und Höchste kennen, was das Leben dem Weibe zu bieten hat. Ihr Kind wurde ihre Freude, ihr Licht. Zu einem Loblied gestaltete sich ihre Rede, wenn sie von ihm sprach, und mit Spannung hörten wir zu; denn alles

war interessant, und am interessantesten die Kindheit des Onkel Moritz.

So titulierten wir unseren Vetter, nicht wegen des Unterschiedes im Alter, sondern wegen des großen Ansehens, das er bei uns genoß. Seine Mutter verwahrte in ihrem Schreibtisch einen Schatz: alle Zeugnisse, die der „Onkel" sich verdient hatte als kleiner Junge in der Privatschule Kudlig, später im Theresianum, wo er den Gymnasialunterricht erhielt, und endlich in der Ingenieurakademie, die er als Armeeleutnant verließ.

Eine lange Kette der Ehren.

Für uns war die Zeit, in der Onkel Moritz als kleiner Junge das Institut Kudlig besucht hatte, die interessanteste seines ganzen Lebens. Dieses unglaublich merkwürdige Institut befand sich nämlich auf dem Hohen Markt und dort auch — man denke! — das Polizeihaus. Meisterlich verstanden wir das Gespräch in seine unheimliche Nähe zu lenken, von wo immer es auch ausgegangen sein mochte. Und dann hob ein Fragen an, so dringend und so neugierig, als hätten wir von der Antwort, die kommen würde, keine Ahnung gehabt: „Was hat manchmal dort gestanden, dort, beim Polizeihaus? Vor dem Balkon und vor der großen Figur mit der Wage in der Hand?"

„Was dort geſtanden hat? Nun, ihr wißt ja, der Pranger iſt manchmal dort aufgerichtet worden.“

„Ja, ja, der Pranger. Wie der nur ausſehen muß, ſo ein Pranger? Und wie das ſein muß, wenn man oben iſt, und alle Menſchen ſchauen hinauf . . . Und einmal, nicht wahr, hat der Onkel Moritz auch hinaufgeſchaut?“

„Ja, einmal, weil die Magd, die ihn im Inſtitut abholte, ihn nicht raſch vorbeigeführt hat, wie ſie ſollte, ſondern ihm erlaubt hat, ſtehen zu bleiben.“

„Und da waren juſt zwei Frauen oben auf dem Pranger, eine alte und eine junge, und was haben die getan? Erzähl! erzähl!“

„Ihr wißt es ja ohnehin. Die alte hat geweint, und die junge hat geſchimpft und die Leute angegrinſt.“

„Auch den Onkel Moritz?“

„Auch ihn.“

„Ach, die muß grauslich geweſen ſein! Und was hat er geſagt?“

„Was ſoll er geſagt haben? Nichts. Abends aber hat er nicht einſchlafen können aus Angſt, ſie kommt und grinſt ihn an.“

Der kleine Onkel Moritz von damals ſtand jetzt (1840) im ſiebenundzwanzigſten Jahre, war Oberleutnant im Geniekorps und kürzlich

auf seine Bitte von Olmütz nach Wien transferiert worden, um an der Ingenieurakademie die Professur der Naturwissenschaften zu übernehmen.

Tante Helene lebte auf nach seiner Ankunft. Man kann sich ein innigeres, schöneres Verhältnis nicht denken, als das zwischen dieser Mutter und diesem Sohne. Dafür mußte bei unserem Vater und seinem Neffen die gegenseitige Zuneigung und Wertschätzung ihre Kraft bewähren, um die Kontroversen, in die beide Männer oft gerieten, friedlich ausklingen zu lassen. Der ältere verteidigte seine Ansichten mit sprudelnder Lebhaftigkeit, der junge die seinen gelassen und nachdrücklich. Am Ende eines solchen Streites war es immer Papa, der die Hand zur Versöhnung bot. Er hatte ein starkes Emotionsbedürfnis und liebte Versöhnungen ebensosehr, wie er den Kampf liebte. Ihm, der als sechzehnjähriger Jüngling der Theresianischen Akademie und ihren Schulen Valet gesagt hatte, um sich dem Kriegsdienst zu widmen, war es nicht recht begreiflich, wie ein Soldat sich auf die Wege der „Gelahrten" begeben konnte. Der Gelahrten! Durch das Vertauschen des zweiten e in diesem Worte mit einem a glaubte er seine geringe Meinung von dem Stand, den es bezeichnet, an den Tag zu legen. Sie tragen einen

Fluch an sich, diese Menschen; sie sind unpraktisch und finden jedes Stühlchen, auf dem sie beim Mahle des Lebens Platz nehmen möchten, immer schon besetzt. Papa hatte vor Jahren zu gleicher Zeit mit Hegel die Kur in Karlsbad gebraucht und von der äußeren Erscheinung des berühmten Philosophen einen befremdlichen Eindruck erhalten. Sie blieb für ihn das Urbild der Gestalt, in der die Leuchten der Wissenschaft auf Erden wandeln. Er versäumte nie, wenn er von seiner Begegnung mit Hegel sprach, dessen vermeintes Wort zu zitieren: „Ich habe nur einen Schüler gehabt, der mich verstanden hat, und auch der hat mich mißverstanden.“ Ebenso brachte er gern ein Kommando in Erinnerung, das während Bonapartes ägyptischen Feldzuges vor jedem Zusammenstoß mit dem Feinde gegeben wurde. Da hieß es zur Sicherung der notwendigen wie der überflüssigen Begleiter des Hauptquartiers: „Les ânes et les savants au milieu!“

Diese Spötteleien ließen Onkel Moritz sehr kühl. „Ich fühle mich nicht getroffen,“ sagte er; „ich bin kein ‚savant‘. Ich komme mir vor wie ein Schwamm, sauge mich an in den Vorlesungen Ettinghausens und Schrötters und presse mich am nächsten Tage in meiner eigenen Vorlesung aus.“

An seinem freien Tage, am Sonntag, speiste

er regelmäßig bei uns und erwies uns vor dem Diner manchmal die Ehre eines Beſuches im Schoolroom. Es befriedigte unſere Eitelkeit gar ſehr, daß er Mademoiſelle Henriette nicht mehr Beachtung ſchenkte, als die Höflichkeit gebot, und deutlich merken ließ, er ſei nicht ihret-, ſondern unſertwegen gekommen. Gewiß aber nicht, um uns Komplimente zu machen. Er belächelte unſer ſeit Frau Krähmers Scheiden gänzlich in Verfall geratenes Klavierſpiel und unſer fortwährendes Franzöſiſchparlieren. Eines Tages machte er ſich darüber luſtig in Gegenwart Mademoiſelles. Sie nahm es übel — was ihr freilich nicht zu verargen war —, ſchleuderte ihm einige zornige „Mais Monsieur!“ zu und ſtolzierte aus dem Zimmer. Uns ſchwebten die Folgen vor Augen, die aus der bedrohlich gewordenen Stimmung unſerer Gouvernante erwachſen würden. Onkel Moritz fuhr fort, uns zu hänſeln. Er bedauerte die arme deutſche Wiſſenſchaft, weil wir ſo gar keine Notiz von ihr nahmen. Wohin man auch blickte, weit und breit war kein deutſches Lehr- oder Leſebuch zu erſchauen. Und unſere Hefte, die auf dem Tiſche lagen, die er zur Hand nahm und durchblätterte! Sie trugen die Aufſchriften: „Grammaire“, „Calligraphie“, „Dictée“, „Dictée“, „Calligraphie“, „Grammaire“. Die Abwechſlung war gering.

Nun aber, zu meinem Entsetzen, kam ihm ein Heftchen in die Hand, das ich, von Mademoiselle am Lehrtisch beim Dichten überrascht, in eines meiner großen Hefte geschoben und dort vergessen hatte. Er schlug es auf und las: „Ode à Napoléon“ — mein letztes Gedicht. Etwas grandios Heroisches, das der Nachwelt, wenn es ihr erhalten geblieben wäre, erst den rechten Begriff vom Genie des Imperators gegeben hätte. Den Schluß bildete ein cri de haine an die Adresse des perfiden Albion, dem ich schmachvollen Untergang auf Erden, im Jenseits die ärgste Höllenpein verhieß.

„Von wem ist denn das?“ fragte Onkel Moritz in einem Tone, bei dem mir heiß und kalt wurde, und der so wegwerfend war, daß meine Schwester sich in meiner Ehre gekränkt fühlte. Die Getreue, der meine Dichterei doch so herzlich zuwider war, nahm sie einem andern gegenüber in Schutz und sagte mit allerliebster Würde, als ob von etwas Respektablem die Rede sei:

„Es sind Gedichte von der Marie.“

Er lachte, las weiter und verzog während des Lesens keine Miene, und ich hatte die Empfindung, daß mich jemand würgte, und daß mir dabei hunderttausend Ameisen über die Wangen liefen und über den ganzen Körper, mit kalten, hastigen Füßchen.

Nach einer Zeit, in der ich mir einbilden konnte, daß ein Begriff der Ewigkeit mir aufgegangen war, legte Onkel Moritz das Heftchen auf den Tisch zurück. Gleichgültig, wie wenn es ein Knäuel Zwirn oder irgend eine andere Geringfügigkeit gewesen wäre. Ich wagte nicht, ihn anzusehen, und noch weniger, ihn zu fragen: „Hat es dir denn gar nicht gefallen?“ Was wir gestern gelitten haben, ist nichts; was wir heute leiden, ist alles. Die Abfertigung, mit der Großmama mich vor einigen Jahren so unglücklich gemacht hatte, erschien mir bei weitem weniger grausam als das Schweigen des ersten Lesers meiner von Flammen der Begeisterung durchloderten Ode.

Im Laufe der Woche erhielt ich eine hübsche, mit einem Seidenband umwundene Rolle zugeschickt. Sie enthielt sehr gutes Zuckerwerk und einen Briefbogen. Auf den hatte der Onkel in seiner beneidenswert klaren, gleichmäßigen Schrift das Loblied auf den Rhein aus dem „Waldfräulein“ von Zedlitz hingesetzt. Vom Anfang:

O Rhein, wie klingt dein Name hold,
Gleich einer Glocke, hell von Gold,
O fließe fort in stolzer Ruh',
Taufwasser deutschen Volkes du!

bis zum Schluſſe:

Es ſingen die Sänger zur Harfe laut,
Was ſie im Nebel der Lüfte geſchaut!
Sie ſingen fort bis dieſe Stund,
Noch iſt geſchloſſen nicht ihr Mund;
Sie werden ſingen vom ſtolzen Rhein,
So lang er fließt in das Meer hinein!

Nun aber folgte ein Epilog:

O, ſing auch du, du deutſche Maid,
Nicht fremden Ruhm in fremdem Kleid!
Du biſt ein Sproß aus gut german'ſchem Blut,
Was deutſch du denkſt, hab deutſch zu ſagen auch den Mut.

Dieſe Verſe galten mir! An mich waren ſie gerichtet, und ich fühlte mich dadurch hochgeehrt und ausgezeichnet. Und wie leuchtete ihr Inhalt mir ein und erhellte mir das Herz! Ich durfte ſagen, was ich dachte, wenn ich es nur in deutſcher Sprache ſagte. Ein ſehr Geſtrenger ſanktionierte mein Dichten unter dieſer Bedingung. Aber — „was deutſch du denkſt“ . . . Es kam mir nicht vor, daß meine Gedanken gebürtige Deutſche wären. Als kleine Kinder hatten wir faſt nur Böhmiſch und ſpäter dann faſt nur Franzöſiſch geſprochen — und die Sprache, die wir reden, iſt doch die, in der wir denken. Eine ſtrenge Selbſtüberwachung begann. Meine Einfälle wurden auf ihre Nationalität geprüft.

Innerlich fand meine Umgestaltung aus einer französischen in eine deutsche Dichterin geschwinder statt, als je die Verwandlung einer Raupe in einen — sagen wir — Kohlweißling stattgefunden hat. Von der Notwendigkeit, mir die deutsche Sprache als meine Denksprache anzugewöhnen, war ich sofort überzeugt, und keinesfalls hat meine Sangesfreudigkeit eine lange Störung erlitten. Der Hymnus an den Rhein bekam eine zahlreiche Nachkommenschaft. Mit ganz besonderer Wonne schwelgte ich im Wohlklange des Verses: „Es singen die Sänger zur Harfe laut" . . . Die Harfe bildete denn auch die köstlichste Bereicherung meines neuen poetischen Hausrats, und bald begann es in meinen Liedern von Harfenklängen zu tönen. Doch vertauschte ich oft das musikalische Rüstzeug der Barden mit der Laute der Minnesänger, weil sich auf „Laute" so viel mehr und lieblichere Reime finden lassen, als auf das stolze, herbe „Harfe".

Der Winter des Jahres 1841 war verflossen, ein stiller, fast trübseliger Winter. Wir hatten alle ein dumpfes Bewußtsein davon, daß sich im Hause ein außerordentliches Ereignis vorbereite. Etwas Erwartungsvolles, Spannendes lag in der

Luft, die Stimmungen unſeres Vaters wechſelten noch raſcher als ſonſt; er ſchien in einem ſchweren Kampfe mit ſich ſelbſt befangen. Wir fanden ihn oft, wenn wir zu Tante Helene kamen, in ein Geſpräch mit ihr vertieft, das bei unſerem Eintreten abgebrochen wurde. Auch Großmama nahm an dieſen Beratungen teil, die — wir ſahen es wohl — einen quälenden Eindruck auf ſie machten. Die gloſtende Aufregung, in der die Spitzen der Familien ſich befanden, warf Reflexe nach allen Richtungen. Die Dienſtleute ziſchelten untereinander und ſchwiegen plötzlich, wenn eines von uns in ihre Nähe kam. Sie machten geheimnisvolle Geſichter; ſie nahmen uns gegenüber ein liebevoll-bedauerndes, beſchützendes Weſen an. Das ſeltſamſte aber war die Veränderung, die mit Mademoiſelle Henriette vorging. Sie bemeiſterte ſich, mäßigte ihre Zornesausbrüche und ganz beſonders ihre Großmut im Erteilen von Strafen. Alle Hausgenoſſen ſchienen einen Grund zu haben, uns ungewöhnliche Rückſichten zu erweiſen; nur Monſieur Juſt blieb immer gleich unbefangen, immer der ſelbe gute, heitere Kamerad.

An einem regneriſchen Sonntagnachmittage dieſes Frühjahrs waren wir alle fünf bei Tante Helene verſammelt und ſpielten eifrigſt „Schwarzer Peter", als Papa eintrat. Er blieb

eine Weile am Tiſche ſtehen, wechſelte einige Worte mit der Tante, wandte ſich dann an uns und fragte:

„Kinder, was würdet ihr ſagen, wenn ich euch eine neue Mama brächte?“

Die drei Kleinen ſahen verſtändnislos zu ihm empor, Fritzi wurde über und über rot, ſenkte den Kopf und ſchwieg. Mir kam eine Erleuchtung. Das alſo war's — darüber beriet ſich unſer Vater mit Großmama und mit der Tante, darüber ziſchelten die Leute — wir ſollten eine Stiefmutter bekommen. Alle böſen Stiefmütter, die in den Märchen ihr Weſen treiben, ſtanden mir vor Augen, und es fiel mir nicht ein, daß Maman Eugénie auch eine Stiefmutter geweſen war, und daß es demnach unausſprechlich gute Stiefmütter geben könne. Ohne mich lang zu beſinnen, rief ich aus: „Bring uns keine neue Mama; wir brauchen keine!“

Wenn ich mich recht erinnere, überhörte Papa dieſen kühnen Proteſt; am nächſten Tag aber machte ſeine Verlobte ihren erſten Beſuch in unſerem Hauſe. Sie kam in Begleitung ihrer Mutter, die eine imponierende Dame mit noch außerordentlich ſchönen Geſichtszügen war.

Von der erſten Begegnung mit ihr und ihrer Tochter hielt unſere Großmama Bockel ſich fern, nur Tante Helene nahm Teil daran. Das

Benehmen der drei Damen gegeneinander hielt ſich in den Grenzen einer kühlen Höflichkeit, und auch uns bezeigte die zukünftige Stiefmutter keine beſondere Freundlichkeit, was recht und ehrlich war. — „Ich übernehme euch, wie man Pflichten übernimmt," ſagten ihre lichten, blauen Augen, und wie gut verſtanden wir ſie! Meine Schweſter teilte mein Gefühl einer gewiſſen peinlichen Beſchämung dieſer hohen Erſcheinung gegenüber, die uns bald ſo nahe ſtehen ſollte. Als wir verabſchiedet und in unſere Zimmer zurückgeſchickt wurden, ſagte Fritzi ſchwerbetrübt: „Wenn wir nur nicht fünf wären!"

Die neue Mama war ebenſo imponierend wie ihre Mutter, hatte das dreißigſte Jahr ſchon zurückgelegt und neigte zur Fülle. Ihre Haare waren blond, ihr Teint war roſig, ihr Mund, nicht klein, aber fein geſchnitten, hatte ſchön geſchwungene Lippen und war geſchmückt mit den herrlichſten Zähnen. Im ganzen bot ſie ein Bild blühender Geſundheit und ſelbſtbewußter Kraft. Der erſten Begegnung mit ihr folgte bald eine zweite, die den herben Eindruck der früheren bedeutend milderte. Und nun machten wir zuſammen auch gleich aus, daß ſie am Ende noch ſehr gut mit uns ſein werde.

Wirklich erfuhren wir bald darauf durch ſie eine große Wohltat. Fremde Leute hatten ihr die

Augen geöffnet über Mademoiselle Henriette, und sie verlangte deren Entfernung aus dem Hause und sorgte zugleich für einen Ersatz. Es war der beste, der sich hätte finden lassen. Das Fräulein, dem jetzt unsere Erziehung anvertraut wurde, hieß Marie Kittl und war eine Deutschböhmin, die Tochter eines fürstlich Schwarzenbergischen Hofrates und Schwester des damaligen Direktors des Prager Konservatoriums. Wir kamen bei diesem Regierungswechsel aus der Hölle in den Himmel. Ich wüßte keine gute und vortreffliche Charaktereigenschaft zu nennen, die unser Fräulein Marie nicht besessen hätte. Geboren für ihren Beruf, war sie eine Kinderfreundin ohnegleichen und begabt mit dem innigsten Verständnis für alle Vorgänge in der Kinderseele. Sie kannte keine Rücksicht auf ihr eigenes Interesse, ihr Behagen, ihre Gesundheit, wenn es sich um unser Wohl handelte. Wie viele Nächte hat sie an unseren Krankenbetten durchwacht, wie sorgsam uns betreut in der Rekonvaleszenz, wie klug und geschickt uns lernen gelehrt, mit welcher Hingebung an unseren Spielen teilgenommen!

Daß wir sie nicht von der ersten Stunde an vergötterten, daran trug ihr Äußeres schuld, das nichts besonders Einnehmendes hatte. Im Gegensatz zu unseren früheren, groß und schlank

gewachsenen Gouvernanten war ihre Gestalt und waren auch ihre Hände und Füße etwas ins Breite geraten. Sie stand in den Zwanzigen, schien aber viel älter. Ihrer Hautfarbe fehlte die Frische, ihre Bewegungen waren ohne Anmut, ihre Nase . . . doch nein, ich will nicht detaillieren. An jedem einzelnen ihrer Züge hätte sich etwas aussetzen lassen, während der Gesamteindruck, den die Physiognomie und das Wesen unseres Fräuleins Marie machten, höchst sympathisch war. Ein feiner, nobler etwas schwärmerischer Geist sprach aus ihren kurzsichtigen Augen, und bald wurde es uns zur Ehrensache, sie Beifall spendend auf uns ruhen zu sehen. Sie war eine tüchtige Musikerin und sang besonders Lieder sehr hübsch, mit angenehmer, gut geschulter Stimme. Wirklich ergreifend trug sie eine der Kompositionen ihres Bruders, das liebenswürdige Lied „Der Vogelsteller" vor. Wer kennt es heute noch? Wer kennt noch Kittls Oper „Die Franzosen vor Nizza", die in den vierziger Jahren vom Prager Publikum mit großem Beifall aufgenommen wurde?

Wer auch schwärmt heute noch für den Dichter Egon Ebert? Marie Kittl tat es aus vollem Herzen, und wir, getreu unserer Manie, angenehme Überraschungen zu bereiten, fanden uns eines Tages feierlich als Deklamatricen bei ihr

ein. Wir wollten etwas im Geheimen auswendig Gelerntes vortragen: ein Gedicht von Ebert, das die Sage von dem Mönche behandelt, den ein Wunder zum Glauben an die Ewigkeit bekehrt. Er war gegen Abend in den Wald gegangen, hatte ſich ins Moos gelegt unter einen Baum, in deſſen Zweigen ein Vöglein lieblich ſang, war eingeſchlafen und mochte wohl eine Stunde geſchlafen haben; denn als er erwachte, glitten ſchon dunkle Schatten über den Waldesgrund, und die Kirchenglocke rief zur Hora. Der Mönch erhob ſich und ſchritt dem Kloſter zu. Er ging den wohlbekannten Weg, und ſeltſam verändert kam ihm der vor, ſeltſam verändert alles um ihn her, die Sprache, die Tracht der Menſchen, denen er begegnete; fremdartig ſogar mutete die Gegend ihn an und völlig fremd das Kloſter, das er nun betrat. Das iſt ſein altes, kleines Kloſter nicht mehr, das iſt ein Prachtbau, in Marmorglanz ſchimmernd, mit rieſiger Pforte, mit breiten Gängen. Er ſteht im Treppenhaus und

Sieht hinan die hohen Stufen,
Sieht hinan die hohen Hallen,
Schlägt die Hände bang zuſammen:
Gott, o Gott! Was iſt geſchehn?

Mönche kommen, ihm alle unbekannt, ſcharen ſich um ihn, fragen ihn, was er wünſcht, wen

er ſucht. Seine Freunde möchte er ſehen, ſeine Genoſſen:

Ruft mir doch den Vater Bernhard
Und den weiſen Cyprianus,
Daß ſie mir das Dunkel klären
Und das Rätſel löſen mögen.

Seine Worte erregten Staunen und Grauen:

Liegt ja doch der Vater Bernhard
Und der weiſe Cyprianus
Schon dreihundert Jahr' im Grabe.

So erfährt der Mönch, daß er im Walde nicht ein Stündlein, ſondern drei Jahrhunderte verſchlafen hat, und die Ahnung einer unendlichen Zeitdauer ſteigt in ihm auf.

Nun aber drohte unſerer Unternehmung eine Gefahr. Fritzi ſollte das Gedicht ſprechen bis zu der Stelle: „und das Rätſel löſen mögen", dann war's an mir, fortzufahren. Ja — wenn die Namen der zwei Patres nur nicht für uns die Quinteſſenz alles Komiſchen enthalten! Wenn es nicht ſchon in Fritzis Geſicht gezuckt und geblitzt hätte, ſobald der Moment, ſie über die Lippen zu bringen, nahte, wenn ich mich nur vor verhaltenem Lachen nicht gekrümmt und gewunden hätte, während ſie losbrach und die guten Mönche ſilbenweiſe und kreiſchend herbei-

rief. Als dann ich sie übernahm, um sie für dreihundert Jahre ins Grab zu legen — da war es Fritzi, die sich krümmte und wand und ich, die laut auflachte.

So ging es bei den Proben, so bei der Vorstellung, die kläglich mißraten wäre, ohne die Langmut unserer Zuhörerin. Marie wartete ruhig, bis unser Lachanfall überstanden war und blickte uns dabei nachsichtsvoll an mit ihren kleinen Augen, aus denen eine Güte leuchtete, so groß wie die Welt. (Mathematisch würde ich das beweisen, wäre ich Sophie Germain.) Sie kannte das junge Kindervolk; sie fragte nicht nach dem Warum? seines Lachens oder Weinens, sie wußte: Sensationen, das sind seine Gründe. Wir empfanden dankbar die Wohltat ihres Verstehens und fühlten uns glücklich in ihrer sicher geleitenden Hand.

Einmal, ganz besonders gerührt durch neue Beweise ihrer geduldigen Liebe, baten wir sie, uns gegenüber nicht das steife „Sie" zu gebrauchen, sondern uns wie die kleinen Geschwister, die wir darum beneideten, „du" zu nennen. Sie forderte das selbe von uns, und nun war das freundschaftliche Verhältnis auf den Ton gestimmt, in dem es sich erhalten sollte durchs ganze Leben.

Wie eine kleine Insel der Seligen ragt die Erinnerung an die Zeit, die wir damals verlebten, vor mir empor. Sie war die schönste, friedlichste meiner ganzen Kindheit.

Seit Anfang Mai befanden wir uns auf dem Lande unter der Obhut unserer Großmutter und Tante Helenens. Papa war in Wien zurückgeblieben, wo am 21. Juni seine Vermählung stattfand. Zwei Tage später sollte er mit seiner jungen Frau in Zdißlawitz eintreffen. Nach seiner Berechnung, wenn auf der Reise alles klappte, wenn nicht Regen eintrat und die Wege völlig ruinierte, in den Nachmittagsstunden. Empfangsfeierlichkeiten waren streng verboten; im Hause fand keine Veränderung statt. Tante Helene zog aus den Zimmern Maman Eugénies, die sie benutzt hatte, in eine Gastwohnung zu ebener Erde — das war alles.

Wir hatten uns bis jetzt wenig mit dem Gedanken an die neue Stiefmutter beschäftigt; als es aber hieß: morgen ist sie da! gerieten wir in die gespannteste Erwartung. Daß Großmama stiller und ernster war denn je, und Tante Helene besonders traurig, bemerkten wir kaum. Vom Wetter hing die rechtzeitige Ankunft der Reisenden

ab — es gab also nichts Interessanteres als das Wetter. Und das war schlecht. Am Abend schon begann es zu regnen, und es regnete fort die ganze Nacht und auch den ganzen Morgen! Im Hause herrschte Ratlosigkeit. Die Beamten kamen und halfen sie vergrößern. Der Regen hielt an — was tun? Gestern waren Relais-pferde entgegengeschickt worden; sollte man noch andere nachschicken? Wenn sie überflüssig waren, gab's Verdruß; wenn sie gebraucht wurden und fehlten, gab's auch Verdruß. Der Verwalter konstatierte das unter frenetischem Tabakschnupfen; der Burggraf, dem daran lag, nicht alle seine Pferde auf die Landstraße zu schicken, prophe-zeite gutes Wetter. Und richtig, es machte sich! Zu Mittag lag ein silberner Schimmer über dem Himmel, am Nachmittag schien die Sonne. Da zog man unserer Kleinsten ihr weißes Kleidchen an und auch uns weiße Kleider, und unseren Brüdern ihre neuen blauen Blusen, und für jedes von uns brachte der Gärtner ein Bukett. Die Kleine sollte das ihre mit einigen begrüßenden Worten zuerst übergeben, und der Anblick dieses engelhaft schönen Kindes, das für sich und für seine Geschwister um ein bißchen mütterliche Liebe bat, mußte die neue Mama gewinnen und rühren. Nun waren wir zu ihrem Empfang bereit, und so würde sie denn gleich kommen.

Wir ſtanden im Hofe, und alle Augenblicke wollte das eine oder das andere das Rollen eines Wagens gehört haben, der den Berg heraufgefahren kam und nur der ihre ſein konnte.

„O, mir klopft das Herz!“ rief eines der Fünf und ein anderes: „Und erſt mir, fühl nur!“ — „Meins klopft noch ſtärker.“ Jedes wollte im Beſitze des ſtärkſten Herzklopfens ſein.

So verging der Nachmittag. Das Wetter trübte ſich wieder; wir wurden ins Haus zurückgerufen, lungerten herum, ſchlichen von einem Fenſter zum anderen und ſpähten hinaus. Die Kleinſte hatte vor Schläfrigkeit ſchon ganz verglaſte Augen, wollte aber durchaus nicht zu Bett gehen und weinte bitterlich, als Pepinka ſie in die Arme nahm und unter den zärtlichſten Liebkoſungen ins Kinderzimmer trug. Dann gelang es Monſieur Juſt mit vieler Mühe, die beiden Büblein, die vor Schläfrigkeit nur noch lallten, aber doch wie die großen Schweſtern aufbleiben wollten, in ihre Stuben zu locken. Endlich, ganz ſpät, ließ die Tante das Souper auftragen. Niemand aß; erſchöpft von der Aufregung, in der der Tag zugebracht worden war, verlangten wir nach nichts anderem mehr als nach Ruhe. Still ſaßen wir bei Tiſche und hörten mit ſtumpfer Gleichgültigkeit den Regen unabläſſig niederſtrömen und praſſelnd an die Fenſter ſchlagen.

Es wurde elf Uhr. Nun legte Großmama ihr Strickzeug, das sie mechanisch vorgenommen hatte, fort, und „Schlafen gehen“ hieß es für uns. Aber die Leute sollten doch noch eine Weile auf den Beinen bleiben und der Nachtwächter in der Nähe des Hoftores seines Amtes walten.

Wir lagen in unseren Betten im ersten tiefen Schlafe, als Großmama uns weckte. Sie war in Nachttoilette, ganz eingehüllt in ein umfangreiches braunes Seidentuch und trug einen Leuchter mit brennender Kerze in der Hand. „Kinder, sie sind da!“ rief sie. Ihre Stimme zitterte und auch die Hand zitterte, in der sie den Leuchter hielt.

Das Haustor knarrte, Pferdehufe trappelten auf dem Holzpflaster der Einfahrt, ein schwerer Wagen rollte langsam herein ... Einige Augenblicke, und aus der Tür des Nebenzimmers traten die neue Mama und unser Vater. Sie begrüßten die Großmama, kamen zu uns heran und küßten eine nach der anderen. Papa erzählte von den Widerwärtigkeiten der Reise. Besonders arg war es auf der letzten Strecke gewesen. Nur Schritt für Schritt kamen die Pferde auf den elenden Wegen vorwärts; die Finsternis wurde fast undurchdringlich. Gar oft mußte der Jäger absteigen, mit einer Wagenlaterne vorausgehen

und leuchten ... Und die Xaverine! Eine ſolche Ängſtlichkeit wie die ihre war dem Papa noch nie vorgekommen — geſchrieen, alle Heiligen angerufen ... ſie hatte keine Courage, ſeine Frau.

Es war bald wieder dunkel und ſtill um uns her, aber einſchlafen konnten wir lange nicht.

Wie feucht das Kleid Mamas an ihr niederhing, und auch ihr Geſicht war ganz feucht; wir hatten es bemerkt, als ſie uns küßte. Sie hatte geweint. — „Natürlich, weil ſie ſich gefürchtet hat," meinte Fritzi, die das innigſte Verſtändnis beſaß für jede wie immer geartete Ängſtlichkeit. Nach einer Weile — ich hatte gedacht, ſie ſchliefe ſchon — begann ſie wieder: „Eine Hochzeitsreiſe ... Es iſt traurig, eine ſolche Hochzeitsreiſe!"

Ich wunderte mich ſehr. War das eine Hochzeitsreiſe? Das Wort ſchon hatte einen ſo heiteren Klang; man ſtellte ſich darunter etwas ganz Helles, Angenehmes vor ... Konnte man denn weinend ankommen von einer Hochzeitsreiſe?

○□○

Die erſte Empfindung, die Mama Xaverine uns einflößte, war ein großes Bedauern. Wir fanden ſie oft in Tränen. Sie litt an Heimweh, ſie litt unter den Schwierigkeiten ihrer Stellung.

Auf einen Schlag mit fünf Kindern gesegnet, die vierte Frau eines ältlichen, ihr fast fremden Mannes sein, durch ihre Umgebung, durch alles, was sie vor Augen hatte, an ihre Vorgängerinnen gemahnt werden, Vergleiche hervorrufen, die nicht immer das Wohlwollen anstellt, und nie seinen guten Mut verlieren — dazu hätte viel gehört. Überdies wirkte gar befremdlich auf sie der Einblick in einen musterhaft geführten Haushalt. Alles festgefügt und ineinander greifend, strenge Ordnung und durchsichtige Klarheit, nirgends ein Winkel, in dem unlauteres Getriebe und betrügerisches Wesen sich verbergen konnten. Eine atmende, fühlende Maschine, die ihre Tagesarbeit munter und gelassen verrichtete, an der aber auch das kleinste Rad und die kleinste Schraube glänzte vor Vergnügen an ihrer treuen Pflichterfüllung und der Anerkennung, die ihr dafür zuteil wurde.

Im Geiste dieses genialen Pedantismus weiterzuwirken, lag nicht in der Absicht und nicht in der Fähigkeit der neuen Gebieterin. Sie suchte vor allem unserem Hause den etwas bürgerlichen Anstrich abzustreifen, der ihm eigen war, trotz des soliden Wohlstandes, der in ihm herrschte, der vielen Diener, der hübschen Livreen, der eleganten Equipagen. Der Verwandten- und Bekanntenkreis Mamas stand auf der sozialen

Leiter um eine Sprosse höher als der unsere und sollte allmählich der tonangebende werden.

Ohne Frage zog mit der neuen Stiefmutter ein frischerer Geist bei uns ein. Sie besaß, was man „des talents d'agrément“ nannte, sang mit angenehmer Stimme und nettem Ausdruck französische Romanzen, und wir waren glücklich, sie auf dem Klavier begleiten zu dürfen. Ebensosehr freute es uns, ihr zuzuhören, wenn sie, was sie regelmäßig tat, im Herbste, als die Abende länger wurden, vorlas. Grüns edles Gedicht „Der letzte Ritter“, „Kenilworth“, „Godwie-Castle“, auch manches gute Buch von Friederike Bremer und Emilie Flygare-Carlèn lernten wir durch sie kennen mit einem Genuß, für den ich nie aufhören werde ihr dankbar zu sein. Wir gewannen sie bald sehr lieb und bewunderten, außer ihrem Gesang und ihrer Vorlesekunst, auch ihre Malereien. Kleine Ölbilder, die sie unter der Leitung ihres Lehrers gemalt hatte, würden vor einer strengeren Kritik als die unsere bestanden haben. Besonders reizvoll aber fanden wir Aquarelle, die in einem Album versammelt und von Mama ganz allein gemalt waren: Darstellungen aus dem Leben, das sie daheim geführt hatte, ihre Lieblingsplätze im Garten und im Schlosse — alles höchst interessant, und heute müßte man mir mit einem Rudolf oder Franz

Alt kommen, um mich so zu erfreuen, wie die Bilder der guten Mama mich erfreut haben. Sie zeichnete kühn und naiv und lebte mit der Perspektive auf dem selben Fuße wie Giotto. Da gab es zum Beispiel in ihrem Album ein Bild, das den Titel führte: „Mein Zimmer" und das Aussehen eines aufgerichteten Schachbretts hatte. An dem hingen mehrere Möbel und ein kleiner Hund. Nach oben verjüngte sich das Brett, und auf seiner schmalen Kante stand an einem offenen Fenster eine Dame vor einem Blumentopf. — Wenn die nur nicht herunterrutscht! dachte man. Weil sie aber am nächsten Tage noch dastand, verging die Sorge, und die Heiterkeit des Anblicks blieb.

Im Laufe des Sommers verließ uns unsere liebe Tante Helene, und schwer wurde ihr und uns der Abschied, obwohl die Trennung nur kurze Zeit dauern sollte. Sie fuhr nach Wien, um im dritten Stock des Rabenhauses eine Wohnung für sich und Onkel Moritz einzurichten, die selbe, die sie schon innegehabt hatten, als er noch ein Kind war, und die später er und ich durch viele Jahre bis zu seinem Tode bewohnt haben. Sie war nicht groß, und durch keines ihrer Fenster drang je ein Sonnenstrahl. Ihm aber durchleuchtete die Erinnerung an seine glückliche Kindheit und an Mannesjahre voll reicher

geistiger Tätigkeit ihre bescheidenen Räume. Er hat den Abbruch des alten Gebäudes nicht mehr erlebt.

Nun ist es hinweggefegt. An einer Ecke des Platzes, den es wuchtig und breit eingenommen hat, erhebt sich ein schmuckes Haus mit schmalem Eingangstor, schmaler Treppe, niedrigen, schmalen Gängen und niedrigen Zimmern. Nach englischer Mode, heißt es, die aus der Not eine Tugend macht. Der Rest des Baugrundes ist Straßengrund geworden. Wagen und Automobile rasseln, Ströme von Menschen schreiten über den Boden, in den einst die „drei Raben" ihre mächtigen Fundamente senkten.

Eine zweite Vielgetreue schied im Laufe des Winters. Die alte Pepinka trat in Pension. Mama Xaverine sah ihrer Niederkunft entgegen und hatte für das Kindchen, das zur Welt kommen sollte, eine andere, jüngere Wärterin gewählt. Pepinka schlich sich nicht leise davon wie Anischa, stürmisch und tränenreich war ihr Abschied von dem Hause, in dem sie fünf Kinder mit grenzenloser Pflichttreue und Hingebung aufgezogen hatte. Besonders schwer fiel ihr die Trennung von ihrem Liebling, von unserer Ältesten. Und diese hörte ich am Abend desselben und manchen folgenden Tages noch lange schluchzen, nachdem man uns zu Bette gebracht hatte. Ich kannte die Ursache ihres Grams.

Ihn erweckte der Gedanke: jetzt geht auch Pepinka schlafen und hat niemand, der ihr „gute Nacht“ sagt. In ihrer Unermüdlichkeit nahm Fräulein Marie die Obsorge über unsere Kleine auf sich, die damals noch mehr ins Kinder- als ins Gouvernantenzimmer gehört hätte. Aber sie befand sich in bester Hut, und für meine Schwester und mich war es ja doch ein auserlesenes Vergnügen, das „Sophiederl“ jetzt immer in der Nähe zu haben und mit beaufsichtigen zu dürfen.

Unter dem Einfluß Mamas erfuhr nach und nach unser ganzes Unterrichtswesen eine Umgestaltung. Vom Gediegenen hüpften wir zum Gleißenden hin. Ein neuer Klavierlehrer setzte uns bald instand, unserem Vater Potpourris aus verschiedenen Opern vorzuspielen. Zu seinem Geburtstage konnten wir ihm „reizende“ Aquarelle darbringen, in denen sich stellenweise eine erstaunliche Routine verriet, die wir mit dem besten Willen nicht für selbsterworben halten konnten.

An die Stelle des altmodischen Herrn Minetti trat eine elegante Französin, die den Tanzunterricht damit begann, daß sie uns gehen, stehen, sitzen lehrte und in den Salon eintreten und den Salon verlassen und grüßen — je nach Gebühr. Der Praxis ließ sie die Theorie vorangehen. Man hätte ihre Definitionen der verschiedenen Arten zu grüßen bei einem Haare

geiſtvoll nennen können. Zum Schluß kamen dann, oft wiederholt, die Worte:

„O, meine jungen Damen, genau muß das wiſſen, wer gute Manieren haben will! Gute Manieren, meine jungen Damen, ſind ſehr viel, ſind beinahe alles. Wenn Napoleon gute Manieren gehabt hätte, wäre er ein ganz großer Mann geweſen.“

Mit einem lieben Hausgenoſſen, mit Monſieur Juſt, war eine Zeit nach der Ankunft unſerer Stiefmutter eine traurige Veränderung vorgegangen. Seine kindliche, immer gleichmäßige Fröhlichkeit, ſein inniges Intereſſe für jedes einzelne von uns, ſeine eifrige Teilnahme an unſeren Spielen — alles vermindert, alles wie verwelkt und erloſchen.

Im Sommer ſchon war es uns oft aufgefallen, daß er daſitzen konnte, ohne Bewußtſein deſſen, was um ihn vorging. Wenn wir ihn in einem ſolchen Augenblick anriefen, fuhr er auf und ſtarrte uns an, verwirrt und fragend, wie plötzlich geweckt aus tiefem Traume. Manchmal rannte und rannte er im Garten herum, bis ihm der Atem verſagte und er halb bewußtlos auf eine Bank niederſank. Unſerem Vater gegenüber war er immer völlig unbefangen geweſen, hatte nie die geringſte Furcht vor ihm gezeigt, hatte auch keinen Grund dazu gehabt, denn Papa hielt ihn wert und ergriff jede Ge-

legenheit, ihn zu loben und ihn unſeren Brüdern als Muſter aufzuſtellen. Jetzt aber ging Monſieur Juſt ihm aus dem Wege, ſo oft es ihm nur möglich war. Wir bemerkten, daß er eine ganz andere Stimme hatte als ſonſt, wenn er mit unſerem Vater ſprechen mußte, der doch immer gleich gut gegen ihn war, und dem ſein ſeltſames Weſen Beſorgnis zu erregen ſchien. Auch die Gegenwart Mamas ſetzte den armen Monſieur Juſt in große Verwirrung; er wurde rot und blaß und geriet völlig außer Faſſung. Warum nur? Sie behandelte ihn ja nicht um ein Haar anders als uns, ebenſo freundlich und mütterlich

Einmal geſchah's, daß ſie bei Tiſche eine Frage an ihn ſtellte und er zuſammenfuhr, die Augen auf ſie richtete, erbleichte, wankte und — ohnmächtig zu Boden ſtürzte.

Wir weinten und jammerten und hielten ihn für tot. Er aber, eine Stunde ſpäter, lachte über uns und über ſeinen Unfall und verſicherte, daß ihm nichts fehle, gar nichts, und daß es ſehr geſund ſei, manchmal ein bißchen ohnmächtig zu werden.

Der kleine Victor ließ ſich über das Unheimliche der Sache nicht ſo leicht beruhigen und fragte unaufhörlich:

„Mais pourquoi avez-vous été mort, Monsieur Just? pourquoi avez-vous été mort?“

Mit Fräulein Marie hatte Juſt lange Unterredungen. Sie ſchien ihm tröſtend, beſchwichtigend zuzuſprechen. Einmal glaubten wir zu hören, daß ſie ihn beſchwor, auf die Bitten unſerer Eltern Rückſicht zu nehmen, und daß er darauf erwiderte: „Ich kann nicht, es iſt unmöglich, ich muß fort!“

Im Spätherbſte dann, bald nach unſerer Rückkehr in die Stadt, begab es ſich, daß er vom Abendeſſen wegblieb, das immer gemeinſam für uns in unſerem Lehrzimmer aufgetragen wurde. Erſt als es für die Brüder Zeit war, ſchlafen zu gehen, holte er ſie ab. Er brachte ihre Mäntel, legte ſie ihnen um, ſagte meiner Schweſter und mir gute Nacht, ging auf Fräulein Marie zu und drückte ihr die Hände herzlich und lange, konnte aber nicht ſprechen. Wir ſahen voll Beſtürzung, daß er ſchwer mit ſeinen Tränen rang, und erhielten keine Antwort auf unſere beſorgten Fragen, was ihm ſei und warum er weine. Er ſchob die Knaben bei den Schultern vor ſich her, der Tür zu, die ſich bald darauf zum letztenmal hinter dieſem lieben Menſchen ſchloß.

Am nächſten Morgen kamen die Brüder weinend zu uns herüber. Monſieur Juſt war fort. Er hatte ihnen Lebewohl geſagt und uns alle noch, alle, vielmals grüßen laſſen.

Mama war den Knaben auf dem Fuße gefolgt, bemühte ſich, uns zu tröſten, und verſicherte,

Monſieur Juſt werde wiederkommen, er habe jetzt nur für kurze Zeit zu ſeiner Mutter nach Frankreich reiſen müſſen. Und dann bat ſie die gute Marie, heute auch die Buben zu beaufſichtigen und mit der ganzen Kindergeſellſchaft im großen Familienkobel — das war ein weitläufiger, vierſitziger Wagen — in den Prater zu fahren. Für abends hatte Papa eine Loge im Kaſperltheater genommen, wo Döbler ſeine Taſchenſpielerkünſte vorführte.

Vierzehn Tage hindurch hatten wir Ferien. Man ließ uns nicht Zeit, dem Schmerz um unſeren Freund nachzuhängen. Wir undankbaren, leichtſinnigen und eitlen Kinder genoſſen jedes dargebotene Vergnügen aus dem Grunde und bildeten uns viel ein auf die Mühe, die unſere Eltern ſich gaben, uns zu zerſtreuen.

Einmal fuhren wir nach einer Vorſtadt, in der ſich eine vielgerühmte Erziehungsanſtalt für Knaben befand. Unſer Beſuch mußte angekündigt geweſen ſein, denn der Vorſteher und ſeine Frau erwarteten uns auf der Schwelle ihres Hauſes. Wir wurden durch alle ſeine Räume geführt, auf die Ordnung und Reinlichkeit, die in ihnen herrſchten, auf die Zweckmäßigkeit jeder Einrichtung, auf jeden Vorzug des muſtergültigen Inſtituts aufmerkſam gemacht. Unſere Eltern waren voll der Anerkennung und des Lobes.

Aus dem Hause ging's in den Garten, dessen Größe gerühmt wurde und der uns sehr klein erschien. Einige Dutzend Knaben und Jünglinge spazierten herum, spielten oder turnten. Alle, die vom Vorsteher-Ehepaare angesprochen wurden, antworteten je nachdem mit einem kindlichen: „Ja" oder „Nein", „Mutter" oder „Vater".

Am nächsten Tage bei Tisch ergingen sich unsere Eltern im Preise der Anstalt, ihrer Leiter, des blühenden und zufriedenen Aussehens der Zöglinge. Fräulein Marie und auch wir Kinder wurden aufgefordert, unsere Meinung zu sagen. Wie das Urteil der anderen ausgefallen ist, weiß ich nicht mehr, ich weiß nur, daß ein Gelächter sich erhob, als ich erklärte, Mutter zu sagen zu einer fremden Frau würde ich meinen Kindern nie erlauben!

Bald darauf standen die Brüder im Speisezimmer, eingeknöpft in ihre kleinen Paletots, die Hüte in der Hand, zum Fortgehen bereit. Aus den hellblauen Augen des jüngeren sprach eine schmerzliche Betroffenheit. Sollte mit ihm nicht etwas geschehen, das eigentlich unmöglich war, sollte er nicht fort von Zuhause? Der ältere hatte den Kopf von ihm abgewandt, er wollte ihn nicht ansehen, sein Anblick hätte ihm zu weh getan. Wir kannten ihn, Fritzi und ich, wir wußten, was in ihm vorging. Er hatte jetzt

nur eine Sorge. Wie wird es dem Kind ergehen im Institute? Unter allen Buben, die dort sind, wird er der jüngste und schwächste sein, und sein starker Bruder wird vielleicht nicht immer zurechtkommen können, um ihm beizustehen, wenn er sich in Händel einläßt, der leicht gereizte, streitbare Kleine. Keiner der beiden sprach, und auch wir brachten kein Wort heraus, und es war, als ob die Scheidenden uns fast schon entfremdet wären. Wir betrachteten sie von einer Fenstervertiefung aus, und der Druck einer beängstigenden Befangenheit, eines peinlichen Zwiespalts lag auf uns.

Warum schickt man sie fort, diese zwei Kinder, die ein gutes Daheim, die Eltern und Geschwister haben? Ist es nicht grausam, sie fortzuschicken unter fremde Menschen? Aber die Eltern tun es, und was sie tun, hatten wir von klein auf gehört, ist immer das Rechte.

Der Wagen wurde angemeldet, Papa kam aus seinem Zimmer, und aus dem ihren, von der entgegengesetzten Seite, kam Mama. Sie umarmte die beiden kleinen Buben und ermahnte sie, recht brav zu sein, sie würden dann schon am nächsten Sonntag wiederkommen dürfen.

„Und dableiben?“ Ich glaube, wir riefen das alle zugleich wie aus einem Munde, und

die Enttäuſchung war bitter, als es dann hieß: „Ja, ja, den ganzen Tag.“

Papa ſchritt der Ausgangstür zu. „Sagt Adieu und kommt!“ ſprach er, und es war leicht, aus ſeinem ſtrengen Tone eine unterdrückte Rührung herauszuhören.

Von einigen der Notizbüchlein, die ich damals immer nebſt Bleiſtift und Federmeſſer in meiner Taſche herumtrug, ſind noch Rudera erhalten. Ein ganz ſchief mit Bleiſtift liniiertes Blättchen kam mir neulich in die Hand, auf dem, kaum noch zu entziffern, geſchrieben ſteht:

„Die Brüder ſind heute fort. Ich habe einen Schmerz in meinem Herzen. Der iſt viereckig und hat Ränder, die ſind ſcharf. Er hat auch Spitzen.“

Am nächſten Sonntag hatten die Knäblein wirklich „Ausgang.“ Papa holte ſie ſelbſt im Inſtitute ab. Sie waren traurig und gedrückt, und der Kleine vertraute mir geheimnisvoll an: „Was dort für Buben ſind! ... Wie die ſind! Das kannſt du nicht denken, wie die ſind!“

Ihre Ferienzeit brachten die Brüder in Zdißlawitz zu, und wir verlebten gute Tage mit ihnen. Einer der Vorſteher der Anſtalt, Herr Hönig, hatte ſie begleitet. Er war mit Monſieur Juſt an Liebenswürdigkeit, Luſtigkeit, an Erfindungsgabe bei den Spielen nicht zu vergleichen, aber ein vortrefflicher Menſch, ein wahrer Freund

seiner Zöglinge. Sie hatten leider bald das Mißgeschick, auch ihn zu verlieren; er trat, wenn ich nicht irre, eine Professorstelle an einem Gymnasium an. Sein besonderer Schützling, der kleine Victor, war ganz untröstlich und schrieb an Papa: „Ich hab drei Tage um Herrn Hönig geweint."

Im September, an meinem Geburtstage, erlebte ich das für mich vielleicht denkwürdigste Ereignis meiner Kinderjahre: Mama schenkte mir Schillers sämtliche Werke in einem Bande. Ein großes, dickes, prächtiges Buch, eng gedruckt, ein Reichtum, nicht zu erschöpfen, und wenn ich hundert Jahre alt würde. In den ersten Tagen, im ersten Rausche des Besitzes, war von systematischem Lesen nicht die Rede. Ich glaube, daß es eine der Balladen gewesen ist, die mich umfing wie eine feurige Umarmung und mich erhob in ein Bereich nie geträumter Herrlichkeit. Das gibt's? — das gibt's? — Das ist eingefangen da auf diesen Blättern, und wenn man seine Augen auf ihnen ruhen läßt, steigt es herauf, durchtränkt die Seele, prägt sich dem Gedächtnis ein, und man hat es, man kann es vor sich hersagen und sehen, was er gesehen hat, dieser Dichter, und uns darstellt mit prunkvollen Worten, wie nur der Eine, Einzige sie sprechen konnte! Das Titelbild, ein Stahlstich nach der Schillerstatue von Thorwaldsen, stellte mir den

Dichter in edelſter Erſcheinung dar. So mächtig, ſo voll Größe und Kraft und das ſchöne Haupt doch gebeugt unter der Laſt des ſchweren Kranzes. Selbſt errungen, der überreiche, der ihn nun bedrückte. Klar wurde es mir freilich nicht, daß der Bildhauer vielleicht dieſen Gedanken hatte ausdrücken wollen; nur als etwas Unbeſtimmtes, unſagbar Anziehendes, kam es mir zum Bewußtſein. Marie und meine Schweſter fanden mich einmal in die Betrachtung des Bildes meines vergötterten Dichters verſunken, und ich machte ſie auf ſein unter dem Kranze geſenktes Haupt aufmerkſam. Da legte Fritzi ihre Hand auf meinen Scheitel und ſagte:

„Sie glaubt gewiß, daß auch ſie einmal einen ſolchen Kranz auf ihrem Kopf haben und ſo daſtehen wird.“

Sie hatte das liebreich, mit ganz harmloſem Spotte geſprochen und mich trotzdem ſchwer beleidigt. Gerade jetzt meldete „es“ ſich nicht mehr. Seitdem ich im Beſitze meines Schiller war, lebte ich nur in ihm, und ſeine Gedichte unermüdlich herzuſagen, machte jetzt mein Glück und meine Freude aus. Wie oft mußten die alten, vertrauten Lindenbäume unſerer Allee den Eichwald brauſen hören! Wie oft rief ich ihnen, die gewiß darüber ſtaunten, zu: „Ich habe gelebt und geliebet!“

Alles wiederholt sich im Leben, weil wir selbst uns immer wiederholen, und wie ich einst mit allen meinen Gedanken und Gefühlen in der Haut eines kühnen Drachentöters oder eines armen, verfolgten Stieftöchterleins gesteckt hatte, so war ich jetzt abwechselnd eine oder die andere Heldengestalt Schillers und nahm zum Erstaunen meiner Umgebung plötzlich laut Abschied von meinen geliebten Triften oder forderte mit ungestümem Pathos Gedankenfreiheit.

Böse Stunden der Reaktion stellten sich allerdings auch ein, ich konnte auch Entrüstung empfinden über meinen Abgott. Er hatte mir mit der matten Limonade und mit verschiedenen Grobheiten, die der alte Miller seiner Frau sagt, „Kabale und Liebe" verunstaltet, und sehr lächerlich kamen die Gedichte an Laura mir vor. Ich erlaubte mir sogar, eines von ihnen zu travestieren, und wurde dafür von Marie tüchtig gezankt. Sie bedauerte, daß Mama mir ein Kleinod in die Hand gegeben habe, dessen Wert zu schätzen ich noch ganz und gar nicht vermöge. Ich würde mir sonst eine Kritik nicht erlauben — aus Pietät. Zur Pietät aber fehle mir die Reife.

Sie fehlte mir freilich auch zur Würdigung dieser Strafpredigt. Viel später erst ging ein Verständnis des innigen Zusammenhanges

zwiſchen Unreife und Mangel an Pietät mir auf. Aus tauſenden von Lehren, die das Leben uns erteilt, aus täglichen Erfahrungen können wir es ſchöpfen. Pietät iſt immer nur die Frucht der edlen Ausgeglichenheit, die man Reife nennt. Die Jugend weiß nichts von ihr und ewig unerreicht bleibt ſie den Halbgebildeten, den Vorurteilsvollen, den Parteilichen.

Daß meine Stiefmutter unrecht gehabt hat, mir, dem elfjährigen Kinde, die Werke Schillers zu ſchenken, kann ich heute noch nicht einſehen. Ich werde es meinen Eltern auch immer danken, daß ſie im Laufe des folgenden Winters meine Schweſter und mich an jedem ihrer Logentage ins Burgtheater mitnahmen. Wir ſahen alle klaſſiſchen Stücke, die auf der damals erſten deutſchen Bühne zur Aufführung kamen. Wir ſahen „Das Leben ein Traum“ und fühlten uns in den Himmel getragen von dem Schwung ſeiner Verſe, wir ſahen „Wallenſtein“ mit Anſchütz in der Titelrolle, „Maria Stuart“, „Hamlet“, wir ſahen den Prinzen in „Emilia Galotti“ von Fichtner ſo hinreißend und liebenswürdig dargeſtellt, daß wir herzlich wünſchten, der alte Edoardo möge doch ihm ſeinen Segen geben zur Vermählung mit Emilia. Von einem weniger ſoliden Bunde wußten wir nichts und fanden überdies den Grafen Appiani einen recht ſteif-

leinenen Herrn. „Minna von Barnhelm“ mit Fräulein Enghaus als Minna, Lucas als Tellheim, Wilhelm als Werner, La Roche als Juſt geſpielt zu ſehen, war ein feinſter, unauslöſchlicher Kunſtgenuß. Und nun erſt „Egmont“ mit Löwe in der Titelrolle und Julie Rettich als Margarete. Da, und als Mutter der Makkabäer und ſpäter dann als Marfa im Demetriusfragment, hat dieſe Frau, die eine Herrſchernatur war und ihre Kunſt wie eine Prieſterſchaft ausübte, dank ihrer geiſtigen Überlegenheit und echten Seelengröße eine Höhe erreicht, zu der ſtärkere, aber auf minder edlem Boden ſtehende Talente nie gelangen.

Wie die Märchen Perraults, wie die Geſchichte und die Sagen des Altertums, ſo wurden uns auch die Kunſtgenüſſe im Burgtheater in ärmlicher Ausſtattung geboten. Meine verehrte Freundin, Gräfin Schönfeld, ehemals Luiſe Neumann, und ich erinnern uns oft lächelnd des Rüſtzeugs, mit dem die großen Schauſpieler jener Tage verſehen wurden, um ihre glänzenden Siege zu erringen. Der ganze Dekorationsapparat der erſten deutſchen Bühne entfaltete ſich innerhalb der Grenzen äußerſter Sparſamkeit. Beſonders hart übte ſie ihre Geſetze dem feinen Luſtſpiel gegenüber aus. In den vornehmen Häuſern ſaßen die Damen auf einem

mit Rohrgeflecht überspannten Kanapee, im bürgerlichen Haushalt gab es nur Holzsessel. Eine Zimmerdekoration, eine besonders gute alte Bekannte, war in jungen Tagen rosenfarbig gewesen, zwei Landschaften, Grau in Grau gemalt, zierten ihre Mittelwand. Bevor sie selbst erschien, schwebte ihr der ganzen Breite nach ein Streifen sehr schmutziger Fransen voran, in die sich allmählich ihre untere Partie aufgelöst hatte. Während sie niederrollte, kamen rechts und links je zwei Diener, die je einen glatten, viereckigen Tisch auf die Bühne stellten. Sie trugen auch einige Sessel herbei, und wenn ein Paar von diesen vor das Souffleurhüttchen gestellt wurde, ahnten wir, daß ein wichtiges Gespräch zu erwarten war, und spitzten die Ohren. Es kam; die Zuhörer genossen es und verstanden jede feine Wendung und freuten sich jeder Pointe, und unsere Herzensangelegenheit war's, die man dort verhandelte. Wenn ein Liebling des Publikums auftrat, ging's wie ein leises, freudiges Atmen durch das Haus; ein beifälliges Gemurmel, ein kurzes, herzliches Klatschen dankte für besonders vortreffliches Spiel. Unsere Mimen verstanden die Innigkeit unseres Dankes und die Treue zu schätzen, die ihrer nie vergessen und die Nachwelt zwingen werde, ihnen Kränze zu flechten.

Unser altes Burgtheater! Es war für mich und wird es gewiß für viele gewesen sein, ein Quell edler Freude, ein Bildungsmittel ohnegleichen. Ihm verdanke ich die Grundlage zu meiner ästhetischen Erziehung, die damals begann und heute — noch lange nicht beendet ist.

Die Glückseligkeit, in die mich die Vorstellung versetzte, wurde immer etwas getrübt durch das Fallen des Vorhangs nach den Aktschlüssen. Es riß mich aus der Bezauberung und mahnte, daß ein Teil der mir so köstlichen Stunden vorüber sei.

Der Nachgenuß aber war etwas Vollkommenes. Ich wandelte einher wie auf dem Kothurn, ja, es kam mir in die Füße! Ich schritt gleich den hochgestellten Persönlichkeiten bei feierlichen Aufzügen auf der Bühne, heroische Gefühle erfüllten mein Herz, der Wille zum Leiden erwachte in seiner ganzen Stärke und mit ihm die brennende Sehnsucht nach einem großartigen Martyrium.

Neben den klassischen Stücken waren aber die Schau- und Lustspiele, die bei den Meinen besonders in Gnaden standen, auch mir sehr willkommen. Zwei Damen, zwei dramatische Schriftstellerinnen, gelangten um jene Zeit sehr oft zu Worte. Die Prinzessin Amalie von Sachsen mit dem „Oheim", dem „Landwirt", der „Stieftochter", Frau von Weißenthurn mit

zahlreichen Dramen. Die Erinnerung an ſie iſt erloſchen; ich entſinne mich nur dunkel des einen, das „Pauline“ hieß, und in dem Luiſe Neumann die Hauptrolle ſpielte.

„Ach, die liebe, gute Frau von Weißenthurn, wenn wir ſie nicht hätten!“ ſagte Börne, und ſie hätte erwidern dürfen: „Ach, der liebe, gute Börne, der deſtruktive Kritik ſo meiſterhaft übt, — wenn ich den nicht hätte! Er nimmt mich mit in ſeine — Vielleicht-Unſterblichkeit; wer würde ohne ihn nach einem halben Jahrhundert noch etwas wiſſen von meinem Schauſpiel „Agnes van der Lille“ und von meinem Luſtſpiel „Beſchämte Eiferſucht“?

Der Winter 1842 brachte dem Burgtheater drei Ereigniſſe: die erſte Aufführung von Friedrich Halms „Der Sohn der Wildnis“, den Abſchied Johannas von Weißenthurn vom Burgtheater, dem ſie durch zweiundfünfzig Jahre angehört hatte, die Feier von Korns vierzigjährigem „Dienſtjubiläum“.

Dem „Sohn der Wildnis“ ſtand ich ratlos gegenüber. Das „romantiſche Drama“ feierte Triumphe, ich hörte nur Ausſprüche des Lobes und der Bewunderung, während mir einige Szenen geradezu Pein verurſachten. Einen großen Teil der Schuld daran ſchob ich Julie Rettich, der Darſtellerin der Parthenia, zu. Der edlen

Frau und Künſtlerin fehlte der Zauber der Anmut. Wenn ſie, im zweiten Akte von den wilden Tektoſagen gefangen genommen, ſich hinſetzte und Kränze wand, entwickelte ſie dieſe unwahrſcheinliche Tätigkeit mit verletzend eckigen Bewegungen. Man mußte wirklich ein Barbarenhäuptling ſein, um nicht Anſtoß an ihnen zu nehmen. — Aber dann ... Als Ingomar, angewidert durch die Niedertracht des Kulturvolkes, deſſen Genoſſe er geworden, ſich losreißt, um in ſeine Wildnis zurückzukehren, holt Parthenia ſein ihr anvertrautes Eigentum, ſein Schwert, herbei. — Er will es ihr abnehmen. — Nein. Sie wird es tragen — ihm nach.

„Wohlan denn," ſagt er, „bis zum Markte" — Und ſie:

Bis zum Markt —
Nein, noch ein Stückchen weiter — bis ans Tor —
Noch weiter, bis zum Meer und übers Meer
Hinaus, und über Berg und Tal und Ströme,
Nach Oſt und Weſt, wohin dein Lauf ſich kehrt,
Wohin dich irrend deine Schritte tragen,
Solang mein Herz pocht, meine Pulſe ſchlagen,
Solang ich atme, trag' ich dir dein Schwert!

Da meinte man Glockenklang zu vernehmen, ſiegreich und unwiderſtehlich flutete der Wohlklang dieſer Verſe durch das Haus, getragen von einer Stimme, die gleich einer Naturgewalt

mächtig blieb, ob sie dräute oder schmeichelte, brauste oder lispelte.

Gar oft haben wir den „Sohn der Wildnis“ aufführen gesehen, und jedesmal brach an dieser Stelle des Gedichtes jubelvoller Beifall los, in den mein Vater einstimmte und auch ich aus allen meinen Kräften. Leid tat mir nur, daß der Sieg des Barbaren über die unerträglich nörgelnde Griechin kein vollständiger war. Sein Bärenfell hätte er wieder umhängen, in seine Wälder hätte er die merkwürdigerweise Geliebte mitnehmen und wieder Häuptling seiner Tektosagen werden sollen, ein Feind und Schrecken der verruchten Stadt Massalia, nicht ihr friedlicher Bürger. So meinte ich als Kind, und bei der Meinung bin ich geblieben und habe sie viele Jahre später dem Dichter mitgeteilt, der mein treuer Freund und Lehrer geworden ist.

Er hat mir nicht ganz unrecht gegeben.

Der Abschied Frau von Weißenthurns von der Stätte ihrer langjährigen Tätigkeit gestaltete sich zu einem Burgtheater-Familienfeste. Unter fast ununterbrochenem zustimmenden Gemurmel des Publikums und so vielem Applaus, als sich halbwegs passend anbringen ließ, wurden zwei von der dichtenden Schauspielerin verfaßte Stücke aufgeführt. Dann, stürmisch gerufen, trat sie an die Rampe und erzählte umständlich ihren

ganzen Lebenslauf. Sehr andächtig hörte man ihr zu, und als sie mit Worten innigen Dankes schloß, erntete sie Dank, sehr warmen, aber völlig platonischen. Kein Lorbeerregen, keine Auffahrt von Blumenarrangements; nichts von fanatischen Huldigungen, die jetzt unseren Bühnengrößen dargebracht werden und — wer weiß — vielleicht einen Mangel verbergen. Gibt man heute so viel, weil man morgen nichts mehr zu geben hätte?

„Dableiben! Dableiben!" riefen wir alle, ehe der Vorhang sich senkte, der guten Frau von Weißenthurn zu, der es nicht einfiel, fortzugehen. Wir sahen sie gar oft noch im dritten Stock des Burgtheaters in der Schauspielerloge sitzen. Wenn eines ihrer Werke aufgeführt wurde, fehlte sie nie und belohnte bei den rührenden Stellen ihre ehemaligen Kollegen durch strömende Tränen für ihr vorzügliches Spiel.

Wie das Jubiläum Korns gefeiert wurde, davon vermag ich nicht mehr Rechenschaft zu geben; ich weiß nur, daß wir erschraken, als wir erfuhren, er gehöre dem Burgtheater seit vierzig Jahren an. Da hatten unsere Großmütter schon für ihn geschwärmt, und er wäre ein alter Mann?... Und neulich erst hatte er uns so gut gefallen als Admiral in den „Fesseln", und Fritzi war tief gekränkt gewesen, als Papa

ſagte: „Der arme Korn hat keine Stimme mehr.“ Und nun mußte man's ganz natürlich finden, daß er keine Stimme mehr hatte, dieſer bejahrte Liebling. Übrigens — Liebling blieb er, trotz ſeiner Heiſerkeit, die ſich nicht mehr geben wollte. Löwe war ja herrlich und kam uns in manchen Rollen, zum Beiſpiel als Siegfried in Raupachs „Nibelungen“, wie ein Halbgott vor und Fichtner ſtets wie das Urbild der Liebenswürdigkeit. Auch Lucas konnte äußerſt gewinnend ſein in ſeiner gehaltenen, noblen, etwas feierlichen Weiſe; aber Korn blieb der Feinſte, der unumſchränkte Beherrſcher ſchöner Form, die nur das ſichtbar Gewordene des ſchönſten, geiſtigen Inhalts ſein konnte. Korn blieb der ſiegreichſte Herzensbezwinger. Einmal erhielt er einen Beweis davon, der ihm gewiß mehr Freude machte als der lauteſte Applaus und die ſchmeichelhafteſte Rezenſion. Er hatte ſeinen unvergeßlichen Hauptmann Klinger geſpielt, ſtand als gütige Vorſehung der ganzen Geſellſchaft mitten unter glücklichen Brautpaaren, ſah ſich um und fragte: „Und mich will niemand heiraten?“ — „Ich!“ antwortete ihm laut eine Mädchenſtimme. Aus einer Loge des erſten Ranges kam der Ruf ſpontan, mit unwillkürlicher Hingeriſſenheit. Korn lächelte, wollte aber nichts gehört haben; das Publikum lachte wohlwollend; einige „Bravo!“

ließen sich hören, einige Parterrebesucher grüßten hinauf zu der Loge, in der eine anmutige junge Gräfin sich bestürzt hinter ihre bestürzten Eltern zurückzog.

Kaum zwei Jahre hatten wir unter der Obhut unserer guten Marie gestanden, als sie nach Prag berufen wurde, wo ihr Vater und ihr Bruder an Typhus erkrankt waren. Sie fand die Ihren in einem fast trostlosen Zustand. Er besserte sich zwar allmählich, unter allen Umständen aber, schrieb unsere Freundin, müßten wir uns auf eine lange Trennung gefaßt machen; vorläufig wäre der Tag ihrer Rückkehr noch nicht abzusehen.

So blieb denn nichts übrig, als sich dem bedenklichen Auskunftsmittel einer provisorischen Regierung zu bequemen, und unser Haus wurde der Schauplatz eines seltsamen Gouvernantenfestzuges. Eine schöne, hochgewachsene Deutschböhmin, die in Paris erzogen worden war, eröffnete ihn. Ihr Benehmen konnte man nur vortrefflich nennen; sie war weder verlegen noch anmaßend, grüßte schön, aß schön. Aber bei der Wahl ihres Berufes hatte sie daneben gegriffen und zog deshalb vor, ihn nur nominell auszuüben. Sie hatte reiche dunkelblonde Haare, die sie, nach der damals herrschenden Mode, vorne abgeteilt und in Locken trug. Den Morgen

brachte sie damit zu, den goldigen Kopfschmuck auf dem Lockenholz zu glätten und zu blänken, und den Abend damit, ihn in Papilloten zu wickeln. In der Zwischenzeit lag sie auf dem Kanapee und las Romane aus der Leihbibliothek. Der Müßiggang, dem die Interimsgouvernante uns überließ, wurde sehr bald langweilig. Es verdroß uns auch, daß sie sich um unsere Jüngste gar nicht bekümmerte. Die kleine Sophie aber lernte ihr etwas ab. Sie hatte feine, von Natur gelockte Haare und fing an, dem Beispiel des Fräuleins folgend, einen der seidenweichen Strähne nach dem andern um ein Kipfel zu winden, das sie eigens zu dem Zwecke vom Frühstück aufbewahrt hatte. Sie saß auf einem Schemel, schaute vor sich hin, sprach nicht und wand ihre Locken auf und ab und hätte stundenlang so dasitzen mögen, wenn wir es geduldet hätten.

Mama täuschte sich nicht über die Unzulänglichkeit der wohlerzogenen Dame. Eines Tages verschwand sie samt ihren Romanen und ihrem Lockenholz, und ihre Stelle wurde durch eine kleine, dicke, rotbäckige Französin eingenommen. Das war nun die Gutmütigkeit in Person, dieses abermalige Fräulein. Schon nach den ersten Unterrichtsstunden, die sie uns gab, bemerkte ich, daß sie mich an Ignoranz weit übertraf. Ihre Bekanntschaft mit Geographie

und Geſchichte war von komiſcher Dürftigkeit. Die Sprachlehre kannte ſie nur dem Namen nach. Sie mußte, um unſer Diktando auszubeſſern, das Buch, aus dem ſie vorgeſagt hatte, zu Hilfe nehmen. Ich fragte ſie, ob ſie nicht auswendig korrigieren könne, und ſie antwortete unbefangen: „Ma foi, non!“

Mon Dieu! Es war ihr nicht an der Wiege geſungen worden, daß ſie Gouvernante werden ſollte. In Wohlhabenheit aufgewachſen, hatte ſie ſelbſt eine Gouvernante gehabt, eine vernünftige, von der ſie nicht geplagt wurde mit dem Studium gelehrter Bêtiſen. Auch gute Eltern hatte ſie gehabt; nur ein bißchen verſchwenderiſch waren ſie und hinterließen, als ſie ſtarben, ihren ſchon erwachſenen Kindern, einem Sohn und einer Tochter, ſehr beträchtliche Schulden.

Les pauvres vieux! Sie werden ſich Sorgen genug gemacht haben! Ihre Kinder grollten ihnen nicht. Der Sohn diente in der öſterreichiſchen Armee, hatte es bis zum Hauptmann gebracht und ſeine Schweſter kürzlich nach Wien berufen. In Frankreich durfte ſie ſich als garde d'enfants placieren, in Wien nur als Gouvernante. Pensez donc — die Schweſter eines Hauptmanns! Wir lernten auch ihn kennen, Papa lud ihn oft zu Tiſche. Er hatte große

Ähnlichkeit mit seiner Schwester, liebte sie sehr, nahm sie oft mit auf „Elitebälle“ und ließ ihr dort zwei Portionen Gefrorenes geben. O, ihr Bruder, der Hauptmann, der kargte nicht! Der war die Krone der Brüder, der Hauptleute, der Menschen überhaupt! Sie geriet in Begeisterung, wenn sie von ihm sprach, schob die Bücher und Hefte fort, sprang auf und schlug uns eine Partie „au loup“ vor.

Im Augenblick waren Fritzi und ich von Angstfröfteln durchrieselt. Mademoiselle hob die kleine Sophie auf ihre Schulter und zog sich in die Ecke hinter dem Ofen zurück. Ein bedrohliches Brummen, Knurren, Knirschen begann daraus hervorzudringen ... Der Loup war da ... Vorsichtig schlichen wir heran, und wenn es uns gelang, an der Höhle des Raubtieres dreimal nacheinander vorbeizuhuschen, ohne gefangen zu werden, dann hatten wir gewonnen. Aber das kam fast nie vor. Es erhaschte uns; unter einem Indianergeschrei der kleinen Schwester fletschte es seine Zähne, wir fühlten uns schon zerfleischt und zerrissen — und das war ein großer Genuß.

Daß der gegenwärtige Zustand nicht von Dauer sein konnte, verstand sich von selbst und war uns auch ganz recht; denn wir sehnten uns nach unseren Beschäftigungen, nach einem Unter-

richt, wie Marie ihn erteilt hatte, zurück. Wir waren so gut im Zuge gewesen, hatten uns der Fortschritte, die wir machten, gefreut. Und nun waren sie jählings unterbrochen worden, und unser kaum erwachter Wissensdurst blieb ungestillt. Allerdings erhielten wir „Stunden“; doch wurden besonders die im Klavierspielen und Zeichnen recht oberflächlich gegeben und genommen. Die einzige Ausnahme in all dem dilettantenhaften Wesen machte der Unterricht, den eine Engländerin uns in ihrer Muttersprache erteilte, eine hübsche, etwas nervöse Frau, an den Associé eines englischen Geschäftshauses in Wien verheiratet. Daheim war sie Lehrerin an einem angesehenen „College“ gewesen und suchte nun wieder ihre freie Zeit auszufüllen. Sie brauchte Beschäftigung und Zerstreuung, denn ach, der Himmel versagte ihr, die sich so schmerzlich danach sehnte, das Mutterglück. Sie hatte kein Kind, dem sie ihre Sorgfalt widmen konnte. Wenn sie unsere Sophie erblickte, war die zurückhaltende und gern absprechende Frau wie verwandelt, war ganz Hingebung und Entzücken. Sie küßte und herzte die Kleine, gab ihr die zärtlichsten Namen und brach zuletzt in heiße Tränen aus.

Die „englische Lehrerin“ war uns schon deswegen wert, weil Fräulein Marie Kittl sie

empfohlen hatte; von einem förmlichen Strahlenglanz schien sie uns aber umgeben, als wir hörten, daß sie auch einer unserer gefeiertsten Burgtheatergrößen, Luise Neumann, Unterricht erteilte. Wir staunten ein Wesen, das mit ihr in persönlichem Verkehr stand, wie ein Weltwunder an. Wir wollten wissen, ob sie ihr Glück denn auch ganz ermaß und Luise Neumanns Hefte mit gehörigem Respekt durchsah. Und wie waren diese Hefte beschaffen, und befand sich nie ein Fehler darin? Und warum lernte Luise Neumann Englisch? Wozu braucht sie, die alle Welt bezaubert, auch noch Englisch zu lernen? Ja, bekamen wir zur Antwort, sie ist eben sehr gescheit; sie weiß, wer die englische Sprache beherrscht, überragt in jeder Hinsicht alle, die sie nicht beherrschen. Und *wie* sie lernt! und *wie* sie die schwersten Worte ausspricht! Da könnten Sie sich ein Beispiel nehmen, meine kleinen Misses. — Natürlich wurde es sofort ein Ziel unseres Ehrgeizes, Luise Neumann an Eifer und Fleiß zu erreichen, und wenn wir einmal Außerordentliches geleistet hatten, nahm die Lehrerin zur Belohnung einen Brief mit, den wir an unsere Vielbewunderte gerichtet, und den sie ihr zu übergeben versprach. Er wurde mit vereinten Geisteskräften aufgesetzt, bevor ich ihn ins reine schrieb; unter welcher

Gemütsbewegung, das weiß Gott! Zu dieſer Korreſpondenz konnten doch nur hochfeine Vögelchen verwendet werden. Weh mir, wenn ich eines verdarb; ſie waren ſo teuer, und wir hatten ſo wenig Geld! Von den ſchmalen Einkünften, die wir am Erſten jedes Monats bezogen, mußte unſere Armenpflege beſtritten, mußten an den Namenstagen der Hausleute kleine Geſchenke für ſie, mußten überdies unſere Handſchuhe gekauft werden. Je nun — Schwärmerei und Liebe verrichten Wunder; das Briefchen war geboren, ſchmuck und zierlich, meiſtens roſenfarbig, und verſank ins Ledertäſchchen der Miſtreß, deſſen Bügel ſich mit einem triumphierenden Schnapper über ihm ſchloß. Wir konnten das Wiedererſcheinen der Lehrerin kaum erwarten und beſtürmten ſie mit Fragen nach dem Gelingen ihrer Miſſion. Ließ denn Luiſe Neumann uns gar nichts ſagen? Schickte ſie uns nicht einmal einen kleinen Gruß? „Nein, heute nicht, ſie hatte keine Zeit — vielleicht ein nächſtes Mal.“

— Keine Zeit, einen Gruß zu ſchicken? Das wollte mir doch nicht recht einleuchten.

Eines Tages war die Engländerin mit Schnupfen behaftet und hatte mehr Sacktücher in ihr Täſchchen geſtopft, als dem behagte. Doch fügte es ſich in ſein Schickſal, tat ſeine Pflicht und hielt alles ihm Anvertraute hartnäckig

feſt. Der Not gehorchend, wollte ſeine Beſitzerin ihm plötzlich von ſeinem Inhalt etwas entreißen; es widerſtand — ſie brauchte Gewalt — da, voll Grimm und Tücke, ſpie es die ſämtlichen verſchluckten Güter auf den Tiſch und auf den Boden aus. Gebrauchte und nichtgebrauchte Taſchentücher kamen zum Vorſchein und zugleich — unſere Briefe an Luiſe Neumann. Alle! Die Briefe alle, „all die lieben, kleinen“ ... Ja, ich hatte etwas davon gewittert, daß unſer Vertrauen getäuſcht wurde; daß es aber in ſolchem Grade geſchehen könne, hätte ich nicht für möglich gehalten, und ohne den geringſten Rückhalt ſprach ich der falſchen Miſtreß meine Meinung aus. Die Unglaubliche, auf einer langen Reihe von Wortbrüchen ertappt, kam nicht einen Augenblick außer Faſſung. Sie kehrte ſogleich den Spieß um und behauptete, ſie ſchäme ſich unſerer Albernheit. Wie hatten wir nur glauben können, daß ſie einer berühmten Künſtlerin zumuten werde, ihre Zeit mit dem Leſen von Briefen zu verlieren, die Kinder an ſie richteten!

So endete in einem Gefühl nagender Pein eine ganze Menge großer Gemütsbewegungen. Und dieſer Reichtum und ſo viel Liebe und Begeiſterung hatten ſich entfaltet — um nichts.

Es fiel mir ſchwer aufs Herz und beſchäftigte meine Gedanken: wie kann etwas in der Welt

geweſen ſein — um nichts? Und doch war's hier der Fall, und etwas war geſchehen, was eigentlich nicht geſchehen kann. Es erſchien mir als ein Widerſinn und als eine Grauſamkeit.

In ſpäteren Jahren habe ich das kleine Erlebnis in anderem Maßſtab und in anderer Form ſich an mir und um mich zahlloſe Male wiederholen geſehen. Die Bewegung, mit der du ein Steinchen ins Rollen bringſt, pflanzt ſich fort, Gott weiß wie weit. Was aber dein Innerſtes erbeben machte in Zorn und Qual, in Wonne und Entzücken — kann erlöſchen und ſterben, ohne die geringſte Wirkung nach außen geübt zu haben. —

Wie kleine Tote, die ihr Geheimnis ins Grab mitnehmen, lagen unſere zerknitterten Briefchen vor mir, und ich beſang den Eindruck, den ihr Anblick mir machte, in einem Gedicht, das ihr Los geteilt hat.

Jetzt hätte meine Freundin Marie da ſein müſſen! Jetzt wäre ihre Anweſenheit mir ſegensreich geweſen. Ihr durfte ich alles ſagen; mit allen meinen Zweifeln und Bekümmerniſſen durfte ich ihr kommen. Das Unbedeutendſte, das in meiner kleinen Gedankenwelt vorging,

war ihr wichtig. Sie nahm alles ernſt, was ich ſelber ernſt nahm, wenn es auch noch ſo töricht war. Die Waffe des Spottes, die Erwachſene nur zu gern gegen Kinder gebrauchen, hat ſie nie angewendet. Um meine Reue über die Parodie auf „Laura am Klavier“ kundzutun, hatte ich ſie noch kurz vor ihrem Scheiden mit einem Siegeshymnus auf das Liebespaar Friedrich und Laura überraſcht, in den ich die Chöre der Seraphim und Cherubim einſtimmen ließ. Marie lächelte nicht einmal; ſie fand einzelnes ſogar recht hübſch und entfeſſelte mit ihrem Lobe eine Flut von Herzensergießungen. Immer ſchmerzlicher vermißte ich jetzt die Vertraute meiner Dichterleiden, beſtürmte ſie mit immer heißeren Bitten: „Komm! komm! wir verwildern. Komm! komm, oder ich laſſe mich verhungern!“

Ich begriff nicht, warum ihre Antworten auf meine Beſchwörungen und Drohungen kühl beſchwichtigend lauteten, und warum die Pauſen zwiſchen ihnen immer länger wurden. Meine Klagen langweilten Mama endlich ſo ſehr, daß ſie ſich entſchloß, mir mitzuteilen, Fräulein Kittl werde nicht mehr zu uns zurückkehren. Sie habe die Ihren in anſteckender Krankheit gepflegt, und ihre Nähe könne gefahrbringend ſein. Nach Jahren hat meine Stiefmutter mir geſtanden, daß ſie ihre übertriebene Ängſtlichkeit oft und ſehr bitter

bereut habe, nachdem vielfache Erfahrungen ſie belehrten, daß eine Erzieherin wie Marie Kittl gefunden zu haben ein Glücksfall ſei, der ſich nicht leicht wiederhole.

Als wir hörten, wie die Dinge ſtanden, war die Trauer meiner Schweſter groß, und ich hatte Anfälle von Verzweiflung. Wußten denn die Menſchen nichts Beſſeres als uns zu belügen und zu betrügen? Wie durfte man uns ſo hinhalten, uns ein ganzes Jahr hindurch von der Hoffnung auf die Rückkehr unſerer Freundin leben laſſen, während ſie uns längſt entriſſen war? Vollkommen, unwiederbringlich, denn ſie hatte die Stelle als Gouvernante bei einer jungen Prinzeſſin Arenberg in Paris angenommen und befand ſich ſchon ſeit einiger Zeit dort, indeſſen wir, da alle unſere letzten Briefe unbeantwortet blieben, uns eingeredet hatten, ſie wolle uns überraſchen. Plötzlich, wenn wir am wenigſten daran dächten, werde die Tür aufgehen, und ſie werde daſtehen in ihrer Mantilla, der wir nachſagten, daß ſie etwas Spaniſches habe, obwohl ſie aus Prag ſtammte. Und auf ihrem Kopfe würde ihr Hut mit friſchgekräuſelten Federn thronen, und in den Rüſchen, die ſein Inneres ſchmückten, würden unſerer Freundin dünne Locken, eigenſinnig wie Schwächlinge einmal ſind, ſich verfangen ... O, die Liebe! Daſtehen werde

sie, die Arme ausbreiten und nicht sprechen können vor Rührung. Meine Schwester mochte ihr dann nur entgegenstürzen, jauchzend, in Freudentränen gebadet. Was mich betraf, ich war entschlossen, mich zu beherrschen, der schroffsten Spartanerin zum Trotz, und nichts von meiner Glückseligkeit zu verraten. Bei der ersten Lektion aber wollte ich unserer Ersehnten in großartiger Weise erklären, daß ich jede Stunde, die sie nicht bei uns zugebracht hatte, als eine verlorene ansah. Und sie sollte wissen: Die ist's, die scheinbar Gleichgültige, die mich am liebsten hat.

Und nun waren mir nicht nur die vielen vergangenen Stunden, sondern auch alle, die noch kommen sollten, verloren. Was ich in dieser langen Zeit aufgespeichert hatte an unausgesprochenen Einfällen und Empfindungen, um es ihr mitzuteilen, der ganze knospende Reichtum mußte nun zurückgedrängt werden und lag, gleichsam zusammengeballt, mir schwer wie ein Stein auf dem Herzen. Ich war sehr unglücklich und viel zu kindisch, um nicht grausam zu sein, und trotz des Heroismus, den ich mir zuschrieb, viel zu schwach, um mein Unglück still zu tragen. So ließ ich es eine an ihm völlig Unschuldige entgelten: die bedauernswürdige Nachfolgerin der Mademoiselle „au loup".

Ein junges, schüchternes Mädchen, selbst noch gewöhnt, geleitet zu werden, kam sie direkt aus dem Erziehungsinstitut zu uns. Mit meiner Schwester hatte sie leichtes Spiel, ich war ihr gegenüber ein kleiner Teufel. Dabei bewunderte ich mich noch, weil mein nichtsnutziges Benehmen gegen sie die Treue bekunden sollte, die ich unserer Freundin Marie bewahrte.

Fräulein Karoline war edel und gut, sie hat mir alles verziehen. Sie hat der Erwachsenen nicht nachgetragen, was das Kind ihr angetan. Ich aber fühle mich durch ihre Großmut nicht entsühnt. Heute noch treibt mir die Erinnerung an die bösen Streiche, die ich einem harm- und hilflosen Wesen gespielt habe, die Schamröte ins Gesicht, und fast bin ich dann geneigt, dem Franzosen beizustimmen, der sagte: „Les enfants sont des petites bêtes malfaisantes.“

Fräulein Karoline besaß tüchtige Kenntnisse in Sprachlehre, Geographie und Geschichte, und ich hätte alle Ursache gehabt, mich ihrer Leitung zu unterwerfen. Statt dessen gab ich dem bösartigen Wunsche nach, ihr beständig etwas am Zeuge zu flicken oder sie auf einem Irrtum zu ertappen. Mit müßigen Kontroversen ging viel Zeit verloren. Aus Widerspruchsgeist trat ich jeder Behauptung unserer unglück-

lichen Lehrerin entgegen. Wenn sie das Mittelalter mit dem Untergang des weströmischen Reiches beginnen ließ, schwor ich darauf, daß es durch den Anfang der Völkerwanderung bezeichnet werde, und daß es in der ganzen Welt nichts Wichtigeres gebe, als das zu wissen. Für Alarich offenbarte ich eine fanatische Bewunderung, die durch Platens Gedicht entzündet worden war und durch die Vorliebe Fräulein Karolinens für Stilicho genährt wurde. Sie bevorzugte die Hermunduren und Friesen; natürlich hatte ich deshalb schon für diese friedlichen Viehzüchter und Ackerbauer nur Geringschätzung übrig und fand kein Ende in Lobpreisungen der kriegerischen Longobarden, Goten und Vandalen.

Zu heißen Kämpfen führte unter anderem die Verschiedenheit unserer Ansichten über Karl den Großen. Je mehr das Fräulein diesen Heros pries, desto entschiedener erklärte ich, ihm meine Hochachtung durchaus versagen zu müssen. Für mich war es eine ausgemachte Sache, daß er seinen Bruder hatte töten lassen. Und seine Frau, warum verstieß er sie? Weil er sich des Thrones ihres Vaters bemächtigen wollte. Endlich seine entsetzliche, schauderhafte Tat, die Ermordung von 4500 Sachsen, Überwundenen, die um ihre Freiheit und ihren Glauben gekämpft hatten, und die jetzt um Gnade flehten ... Nein,

einen Mann, der das getan hat, nenne ich nicht den „Großen“.

Bei einem besonders lebhaften Wortgefechte ließ ich mich dazu hinreißen, Kaiser Karl auch als Bekehrer anzugreifen, und nannte Wittukind und Albion, die aus seiner blutgetränkten Hand das Christentum angenommen hatten, Feiglinge und Heuchler. Was konnten sie von einer Religion halten, die ihren Bekennern Untaten verzieh, wie Kaiser Karl sie an den Sachsen begangen hatte?

Dieser frevelhafte Ausbruch entsetzte Fräulein Karoline. Sie war ganz verstört, sie faltete die Hände unter dem Tische. Meine Schwester sank in sich zusammen und flüsterte: „Um Gotteswillen, jetzt versündigt sie sich gar gegen die Religion!“

Ihre Worte erschreckten mich. Wir befanden uns in Zdißlawitz; unsere Religionsstunden waren wieder aufgenommen worden, ich dachte an die Betrübnis Pater Boreks, wenn meine „Versündigung“ ihm hinterbracht würde. So leitete ich denn Friedenspräliminarien ein, indem ich das Fräulein versicherte, daß es mir ferngelegen habe, einen Angriff auf die Religion zu unternehmen. Karoline hatte sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt. Fassungslos starrte sie mich

an, überſprang in ihrer Gemütsbewegung Zeiten, Könige, Kaiſer und große hiſtoriſche Umwälzungen und ſprach mit bebender Stimme: „Aber Karl V. werden Sie doch gelten laſſen?“ — Nun, ich ſah wohl, auch ihn hatte ſie in Protektion genommen, und Pflicht gegen mich ſelbſt wäre es geweſen, ihn zu verunglimpfen. Aber in Rückſicht auf meine bedrängte Lage, und doch auch weil — abermals Platen! — der Pilgrim von St. Juſt mir mitten im Herzen ſaß, und weil endlich Karl V. und ich uns in der Liebhaberei für Uhren, die mich ſeit meiner frühen Kindheit beſeelt, teilten, ließ ich ihn in Gottes Namen gelten. Fräulein Karoline atmete auf. Meine Nachgiebigkeit, an die ich ſie ſo wenig gewöhnt hatte, war Balſam für ſie. Die Gute lobte mich, ſie dankte mir beinahe, was mich doch ſehr beſchämte; ich war mir ja bewußt, daß die Furcht vor einer Denunziation den Hauptgrund meines Rückzugs bildete. Eine vorübergehende Rührſeligkeit ergriff mich, meine Kampfluſt löſte ſich in Reue und Wehmut auf, und unter ihrem Einfluß trug ich dem überraſchten Fräulein das freundſchaftliche „Du“ an.

Wir haben nur einen Tag Gebrauch davon gemacht. Mama verbot mir mit Recht die vertrauliche Anſprache. Es ſollte nicht eine Schranke mehr des Reſpektes vor meiner Erzieherin nieder-

gerissen werden. Auch herrschte bald wieder Unfrieden zwischen uns.

Wir zankten uns durch das ganze Mittelalter hindurch. Wenn ich mich in dieser großen, Kulturen zerstörenden und Kulturen verbreitenden Epoche heute noch leidlich auskenne, verdanke ich's dem Kampf, den ich mit meiner jungen Lehrerin um eine selbständige Meinung über Menschen und Begebenheiten jener Zeit führte. Gut bestellt mußte es mit meinen Kenntnissen sein, wenn ich eine Ansicht erfolgreich verteidigen wollte. Fräulein Karoline wünschte mir ebenso wehrhaft entgegenzustehen. Der „Abriß aus der Weltgeschichte", der uns zur Verfügung stand, genügte uns nicht. Sie nahm ihre Zuflucht zu Tillier, mein Gewährsmann war der Abt Millot. Onkel Moritz hatte mir einige Bände von dessen „Universalhistorie alter, mittlerer und neuer Zeiten" in der Übersetzung Christianis geliehen, und: „Hie Tillier! Hie Millot!" lautete unser Kampfruf.

Wie Fräulein Karoline es mit ihrem Orakel, in dessen Heiligtum sie mir keinen Einblick gönnte, gehalten hat, weiß ich nicht. Was mich betrifft, ich war im Auslegen der Urteile des meinen gewissenlos, drehte und wandte jedes so lang, bis ich es in Gegensatz zu einer Äußerung meiner armen Erzieherin gebracht hatte. Dann feierte ich erbärmliche Triumphe.

Zwei Jahre hat Fräulein Karoline es bei uns ausgehalten, dann aber, als ihr eine Lehrerinnenstelle an einer staatlichen Mädchenschule angeboten wurde, rasch zugegriffen. — Dort waltete sie, geliebt und verehrt, durch viele Jahre ihres Amtes. Von ihrer vorgesetzten Behörde wurden ihr immer nur Zeichen der Hochachtung und der Anerkennung gespendet. Mit aller Hochachtung und Anerkennung versetzte man sie dann, zwölf Monate vor Ablauf der Zeit, die ihr das volle Gehalt als Pension gesichert hätte, in den Ruhestand. Wie am Anfang, erfuhr sie am Ende ihrer Laufbahn Grausamkeit. Doch klagte sie nicht und klagte nicht an. Ihre tiefe Frömmigkeit lehrte sie verzeihen, und Seelenfrieden ward ihr statt des Glückes. Sie verlebte ihre letzten Tage in Wien mit ihrer Schwester. Diese hatte es in einem anspruchslosen Berufe besser getroffen. Dank der Großmut der Kaiserin Karolina Augusta, deren treue Kammerfrau sie gewesen, gestaltete sich ihr Alter sorgenfrei und behaglich.

Nun aber ein papierenes Denkmälchen für einen lieben Freund. Ja, wir haben ihn immer sehr lieb gehabt und immer ein bißchen über ihn

gelacht, den Herrn Direktionsadjunkten bei dem k. k. hofkriegsrätlichen Einreichungsprotokoll zu Wien, Josef Fladung.

Ich stand im dreizehnten Jahre, als er durch Mama in unser Haus eingeführt wurde, und damals schien mir, daß er dem Alter nach ein Methusalem sein könnte. Doch sollte dieser vortreffliche Mensch sich noch durch mehr als zwei Jahrzehnte seines Daseins erfreuen. Er hatte sich stets, besonders seitdem er in Pension getreten war, mit dem Studium der Naturwissenschaften und der Altertumskunde beschäftigt, in diesen Fächern es aber nur zu einem immerhin anerkennenswerten Dilettantismus gebracht. Hingegen hatte er als Mineraloge Tüchtiges geleistet. Sein Buch „Versuch über die Kenntnis der Edelsteine" wurde sehr geschätzt. Seine kleine, aber vortrefflich zusammengestellte und fortwährend vervollständigte lithologische Sammlung würdigten Kenner und Gelehrte ihrer Aufmerksamkeit. Wenn er seiner Neigung hätte folgen dürfen, wäre er Lehrer geworden. Im Erteilen von Unterricht fand er sein höchstes Glück. Anderen Dank, als daß ihm Aufmerksamkeit geschenkt werde, forderte er nicht. Und es war so bequem für die Mamas, nicht erst lang nach einem Professor der „höheren Gegenstände" suchen, sich nicht erst erkundigen zu müssen: wie steht's mit

seinen politischen Ansichten, seiner Moralität, seiner Religiosität? Alles perfekt! succus expressus des Perfekten! Ein ehrenwerter, alter Herr, immer liebenswürdig und wohlwollend und immer bereit, einem Wunsch oder einer Bitte womöglich zuvorzukommen. Dabei sehr würdig und gewöhnt, mit den Spitzen der oberen Zehntausend umzugehen, ohne Demut und ohne Selbstüberhebung. Er war ein stets freudig begrüßter Gast, ob er sich im Winter in der Stadt beim Mittagstische einfand, ob im Sommer zu längerem Aufenthalt auf dem Lande. Auf sein Äußeres verwandte er große Sorgfalt und war immer sehr nett gekleidet. Zum Diner kam er nie anders als im Frack, gewöhnlich im schwarzen, bei besonderen Gelegenheiten im blauen mit gelben Knöpfen. Mit diesen Fräcken mußte er einen Pakt auf Unsterblichkeit geschlossen haben. Solange wir sie kannten, ist uns keine besondere Spur des Alterns an ihnen aufgefallen. Seine Erscheinung war höchst vertraueneinflößend, ein ehrwürdiges Bild der Rechtschaffenheit, Solidität und Feinheit; die Gestalt untersetzt, der Gang das Gegenteil von leicht. Auf den breiten Schultern saß ein kurzer Hals, der einen schönen Kopf trug, edel gewölbt, mit hoher, völlig faltenloser Stirn und immer rosig angehauchten Wangen. Deshalb, und weil sein kahler Scheitel halb-

mondförmig von einem Kranze schimmernd weißer Haare umgeben war, nannten wir ihn den beschneiten Rosenhügel. Sehr viel Platz nahm in seinem Gesichte die kühn gebogene Adlernase ein. Er scherzte oft über ihre Größe und behauptete, sie habe nur eine Rivalin in Wien, die des berühmten Orientalisten Freiherrn Hammer von Purgstall. Eine der beiden Anekdoten, die wir oft von ihm hörten, handelte von diesen beiden Nasen. Ihre Träger sollten einst, auf allgemeines Verlangen, aus der Blumenausstellung entfernt worden sein. Der köstliche Duft, der in ihr herrschte, wurde von den gewaltigen Gesichtsvorsprüngen der beiden Herren gänzlich aufgesogen, und die anderen Besucher hatten sich beschwert, daß nichts davon für sie übrig bliebe.

Die zweite Anekdote handelte von Perlen und war nicht erfunden.

Der Fürstin Melanie Metternich, der Gattin des Staatskanzlers, waren aus Paris einige so vorzüglich nachgemachte Perlen zugeschickt worden, daß kein Juwelier sie von echten zu unterscheiden vermochte, natürlich ohne sie zu berühren und auf ihr Gewicht zu prüfen. Diese Gelegenheit, Fladungs Kennerschaft, die für unfehlbar galt, auf die Probe zu stellen, wurde von der Fürstin ergriffen. Sie legte drei Perlen vor ihn hin und sagte:

„Zwei davon sind falsch. Wenn Sie die echte herausfinden, gehört sie Ihnen.“

Welch eine Verheißung! Die Perle wäre jedenfalls ein beneidenswerter Besitz gewesen, aber hier handelte es sich um mehr, um etwas, das, einmal verloren, nicht wieder zu gewinnen ist: den Ruf der Unfehlbarkeit. Er kämpfte, er wollte um Entschuldigung bitten. „Perlen schlagen ja doch nur auf einem weiten Umweg in mein Fach,“ erklärte er uns, „gewissermaßen nur als wertvolle Schmuckgegenstände. Aber trotzdem fuhr ich fort, die drei liebevoll zu betrachten, denn sie waren entzückend schön. Und heiß ist mir geworden, und immer habe ich gedacht: Mein Ruf! mein Ruf! . . Nun, ich will Sie nicht auf die Folter spannen. Eine von den dreien war etwas weniger makellos in der Form, hatte etwas weniger Orient . . . und doch . . . ja, von ihr ging eine eigene Anziehung aus . . . und plötzlich war mir's klar: Die ist's . . . Sie war's, und mein Ruf war gerettet, und sie wurde mein!“

Freund Fladung war der erste überzeugte Beschützer meines schriftstellerischen Gestammels, von dem ich ihm einige Proben vorgelegt hatte. Aus eigenem Antrieb, ohne mein Wissen, sprach er mit meinen Eltern, machte sie aufmerksam,

daß er Talent zur Poesie in mir entdeckt habe, und riet, es zu pflegen.

Hätten sie doch gefragt, wie sie das anfangen sollten, und mir dann seine Antwort mitgeteilt! Da wüßte ich, wie die meine in ähnlichen Fällen zu lauten hätte. Das Kind, das Talent zu einer darstellenden Kunst besitzt, schickt man in eine Schule, in der sie gelehrt wird. Für das schriftstellerisch veranlagte Kind gibt es, Gott sei Lob und Dank! noch keine in Mauern eingeschlossene, mit Lehrsälen und Professoren ausgestattete Schule. Nur das Handwerk seiner Kunst könnte ihm beigebracht werden, und dieses lernt jeder am besten allein. Bücher, die vom Erlernbaren handeln, stehen ihm in Hülle und Fülle zur Verfügung; er mag aus jedem nehmen, was ihm entspricht, und was er verwenden kann. Es wird nicht viel sein. Jede Dichterindividualität, wenn sie auch nicht zu den großen gehört, hat von Natur aus ihr eigenes Gepräge und gibt es der Form, in der sie sich, in oft schwerem Ringen, auszugestalten sucht. Der Geist baut sich selbst sein Haus; was er von fremden Baumeistern lernen kann und soll, ist nur das Alphabet der Kunst.

So meine ich, und so habe ich allmählich ein großes Mißtrauen gegen die „Pflege eines schriftstellerischen Talentes" durch andere gefaßt,

besonders durch Familienmitglieder, die selbst nicht ein paar gereimte Zeilen zusammenbrächten und das Kind, das Verse aus dem Ärmel schüttelt, für ein gottbegnadetes Wesen halten, dessen Genie aufgepäppelt werden muß.

In den hinterlassenen Memoiren meines Mannes findet sich eine völlig ungerechte Selbstanklage. „Der Vetter, der gelehrte Studien trieb," sagt er, „wollte das geringe Wissen seiner kleinen Base, deren Phantasie goldene Brücken über den Abgrund schlug, der das Wollen vom Können trennt, bereichern und benahm sich dabei höchst albern und ungeschickt."

Gegen diesen Ausspruch protestiere ich aus allen meinen Kräften. Der geliebte und verehrte Vetter hat das einzig Rechte getan, er hat mich den Wert der Bildung ermessen gelehrt und den heißen Wunsch in mir erweckt, die klaffenden Lücken der meinen auszugleichen. Es war die größte Förderung, die er mir angedeihen lassen konnte, und nur zu danken habe ich. Nicht nur ihm, auch allen, die meinen Bestrebungen Hindernisse in den Weg legten. Sie ahnen nicht, wie oft mein Gedanke sie segnet. Selbst daß ich mich im Kampfe um ein höchstes Gut zu manchem Irrtum und mancher Übertreibung verleiten ließ, hat schlechte Früchte nicht getragen. Die Zeit heilte und half und wandte zum Guten, was

ſich anfangs als verfehlt dargeſtellt hatte. Je härter und widerwilliger der Boden war, in dem das Bäumchen meiner Kunſt Wurzel ſchlagen mußte, deſto feſter ſtand es, und je grauſamer die Mißerfolge geweſen ſind, die jeden Schritt am Beginn meiner Laufbahn bezeichnet haben, deſto enger ſchloß ſich das Bündnis zwiſchen mir und meinem vielbeſtrittenen Talent.

o□o

Der Sommer des Jahres 1843 war der letzte, den unſere Großmutter Bockel noch mit uns in Zdißlawitz verlebte. Meine Schweſter und ich hatten uns an ſie viel inniger angeſchloſſen ſeit dem Austritt Marie Kittls aus unſerem Hauſe. Sie war — das bemerkten wir, obwohl ſie nie auch nur eine Silbe darüber verlor — mit der neuen Gouvernantenwahl, die Mama getroffen hatte, nicht zufrieden. Ich fühlte deutlich, wie genau unſere Anſichten in dieſem Punkte zuſammentrafen, und bewahrte dabei das ſelbe Schweigen wie ſie. Aber die Stille des Einverſtändniſſes zwiſchen der Großmutter und der Enkelin befeſtigte nur ihr Bündnis. Weniger Worte ſind zwiſchen zweien, die einander lieben, wohl nie gemacht worden, und nie haben zwei ſich beſſer verſtanden. Immer mit der einen

einzigen Ausnahme: weder von meinen Gedichten noch von meinen Theaterstücken durfte ich vor meiner Großmutter etwas verlauten lassen. Wohl faßte ich mir einmal ein Herz und sagte ihr: „Weißt du, Großmama, ich schreibe noch immer," und wartete gespannt auf den Eindruck, den mein Bekenntnis machen würde. Er schien gering zu sein und äußerte sich bloß durch ein Achselzucken und durch die mit leiser Ungeduld ausgesprochenen Worte: „Nur gescheit!"

Sie sagte das oft und in der verschiedensten Weise. Liebreich, indem sie mir mit ihren feinen Fingern über die Wangen glitt, streng, wenn sie unzufrieden mit mir war. Lob und Tadel, Aufmunterung und Warnung vermochte sie in die zwei Worte zu legen: „Nur gescheit!"

So hatte ich nun doch den abscheulichen Druck vom Herzen, den das Bewußtsein mir verursacht hatte, im stillen etwas zu tun, das sie mißbilligte.

In jenen Tagen verschlang meine Korrespondenz mit Marie Kittl den größten Teil der Zeit, die ich der Ausübung meines „schriftstellerischen Berufes" widmen konnte. Meine Briefe sind — so hoffe ich wenigstens — nicht erhalten. Die ihren befinden sich, vom ersten bis zum letzten, in meinem Besitze. Ich durchblättere sie

nicht ohne Grauen. Wie viel verwegenen Unſinn muß ich vorgebracht haben, um meine geduldige Freundin in ſolche Angſt und Bangigkeit zu verſetzen! Sie legte meinem Vertrauen übergroßen Wert bei; ſie wollte es durch Zurechtweiſungen nicht preisgeben. Je beſorgter um mein Wohl ſie ſich aber zeigte, deſto ärger werde ich es mit meinem Geflunker getrieben und die lächerlichſten Gedanken und Gefühle an den Tag gelegt haben. Wie die Melodie auch anhob, das Ende vom Lied dürfte doch immer geweſen ſein: „Staune in mir ein Kind von außerordentlichen Gaben und Fähigkeiten an, das zu großen Dingen beſtimmt iſt.“ Wie aus einem Spiegel blickt dieſes Wunderkind mir aus den Briefen meiner oft ratloſen Führerin entgegen. Ich ſehe einen kleinen Affen, der ſich vor Vergnügen darüber nicht kennt, daß ſeine Grimaſſen ernſt genommen werden. Womit habe ich nicht renommiert! Mit welcher Beleſenheit habe ich geprunkt, um Fräulein Marie zu dem Geſtändnis zu veranlaſſen, daß meine „Literatur“ ihr Sorge mache. Welcher tollkühnen Reiterſtücke habe ich mich gerühmt, um den gelinden Tadel zu erfahren: „Je vous admire dans vos exploits, mais je suis loin de les approuver.“ Sie fürchtet nicht nur, daß ich mir den Hals breche beim Reiten und Kutſchieren, ſondern auch, daß

ich durch das Führen der Zügel die Ruhe und Leichtigkeit der Hand verliere. Und wie sehr brauchte ich sie, um die Gemälde, an denen ich arbeitete, auszuführen!

Die leiseste Mißbilligung, zu der meine Freundin sich aufgerafft hat, begräbt sie sogleich wieder unter einem Blumenregen von Zärtlichkeiten und Schmeicheleien. Einem „ma petite Maritscherl a aussi ses défauts“ folgt sogleich ein entschuldigendes „les défauts de son âge“. In den Augen der Übernachsichtsvollen bin ich „une petite styliste, une jeune personne délicieuse, intelligente“, und man darf es ihr sagen, weil sie viel zu gescheit ist, um sich dadurch verwöhnen zu lassen.

Ja, dieser Ton gefiel mir, der tat wohl! Von mir aus dürfte denn auch das Mögliche geschehen sein, um mir die Bewunderung und die Teilnahme meiner gläubigen Getreuen zu sichern.

Auf Kosten der Wahrheit? — ohne Frage. Und doch würde ich mich sehr gewundert haben, wenn mich jemand eine Lügnerin genannt hätte. Zu allem anderen bildete ich mir auch noch ein, daß mein Vater, der sich den „Ritter der Wahrheit“ nannte, seine heiße Wahrheitsliebe im vollen Maße auf mich übertragen habe. Auch log ich im Grunde nicht, ich *erlebte* ja während ich schrieb alles, was meine Briefe von meiner interessanten Persönlichkeit aussagten.

In einer wundervollen Novelle[1]) erzählt Isolde Kurz die Geschichte eines Knaben, mit dem umzugehen seinen Altersgenossen verboten wird, weil er für einen Lügner gilt. Alle Kinder halten sich von ihm fern; nur ein junges Mädchen schließt sich ihm an und schenkt ihm Glauben, als er ihr verspricht, sie in ein schönes, geheimnisvolles Reich zu führen, zu dem er den Zugang entdeckt hat. Die beiden begeben sich oft auf den Weg dahin, ohne je ans Ziel zu kommen. Nach einiger Zeit trennt sie das Leben, der Knabe stirbt, und viele Jahre später steht seine ehemalige Spielgenossin an seinem Grabe. Längst entschwundene Erinnerungen leben auf, und sie sagt sich: auf diesem Denkmal sollte stehen: Hier ruht ein Dichter.

Eine Analogie ist da zwischen diesem Knaben und dem großsprecherischen Kinde, das ich gewesen bin. Wir spiegelten den anderen vor, was unsere Phantasie uns vorgespiegelt hatte.

Von langer Dauer sollte meine erträumte Herrlichkeit aber nicht sein. Ich stand am Morgen der bittersten Tage in meiner Kinderzeit.

Ehe wir Wien verließen, hatte Freund Fladung meiner Schwester und mir seine beiden letzten Werke geschenkt. Fritzi erhielt eine kleine

[1]) „Werthers Grab."

römiſche und griechiſche Götterlehre, ich einen Leitfaden der Aſtronomie. Das Büchlein war hübſch eingebunden; ich ſtellte es neben meinen Schiller auf den höchſt einfachen Tiſch, den ich mit dem Namen „mein Sekretär“ dekoriert hatte, und beeilte mich, Fräulein Marie mitzuteilen, daß ich jetzt auch Aſtronomie ſtudiere. Um mich vor mir ſelbſt nicht zu ſehr ſchämen zu müſſen, ſchlug ich den zierlichen Band auch wirklich auf.

Was las ich da gleich auf der erſten Seite? Nicht ſo, wie der Katechismus es lehrte, war die Welt erſchaffen worden. In Perioden von unermeßlicher Dauer erſt hatte unſere Erde ſich aus einem feuerflüſſigen Ball, der die Sonne umflog, zu dem ſchönen Planeten geſtaltet, den wir bewohnen. Der Katechismus irrte und auch die kleine Bibel, die wir auswendig gelernt hatten, und in der es hieß:

„Und Gott machte zwei große Lichter: ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Und Gott ſetzte ſie an die Feſte des Himmels, daß ſie ſchienen auf die Erde . . .“

Nein, nein, dazu nicht! die waren nicht geſchaffen, damit wir uns an ihrem Anblick erquicken und erbauen. Die waren für ſich ſelbſt erſchaffen und die meiſten von ihnen ſo viel

größer als die Erde, wie sie größer ist als ein Stäubchen, das im Sonnenstrahle tanzt.

Und auf diesem Stäubchen, was bin dann ich? Ein tödlicher Schmerz ergriff mich bei der Frage, auf die ein Gefühl trostloser Verlassenheit, völligen Vernichtetseins antwortete.

Der alte, liebe Freund, der mir sein Büchlein so arglos in die Hand gelegt, hatte nicht geahnt, welchen Sturm es erregen würde. Auch war es nicht das erstemal, daß ein Begriff der Unermeßlichkeit des Weltalls mir hätte aufsteigen können. Wenn Onkel Moritz uns in Zdißlawitz besuchte, stellte er an hellen Abenden ein Fernrohr auf, das sonst wohlverwahrt in Papas Zimmer ein nutzloses Dasein führte, und ließ uns den Mond betrachten, den Saturn mit seinem Ringe, den Jupiter mit seinen Satelliten. Er hatte uns auch gesagt, daß unsere Erde an der Sonne und am Monde Bilder ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft vor sich habe. War ich damals noch zu kindisch, um mir über diesen Ausspruch Gedanken zu machen? Habe ich nicht gefragt, hat mein Vetter mir nicht Rede gestanden? Ich wußte es nicht mehr, klar wurde mir nur: wenn ich mich seiner Worte auch entsann, ihre Bedeutung begriff ich erst jetzt. Die Erde wird sterben, wie der Mond gestorben ist. War sie denn nicht dein Lieblingskind, mein

Gott, weil du deinen eingebornen Sohn geſchickt haſt, um die Menſchen zu erlöſen ... Die Menſchen? was ſind die? Das ſelbe jeder, was ich bin: ein Hauch, über ein Stäubchen geweht, ein Nichts in der Unendlichkeit. Wie hatte ich mich gefühlt, als ich noch zum geſtirnten Himmel emporſah und dachte: Auch mir zur Erquickung und Freude hat euch Gott, der Herr, ans Firmament geſetzt, ihr blinkenden Lichter, Edelſteine aus ſeiner Krone, himmliſche Smaragde, Rubine und Diamanten! Und jetzt kreiſten ſie dort oben, in Zahlen nicht auszudenken, in unermeßlichen Fernen und furchtbarer Größe — kalt, hoffärtig und fremd. Ihn aber, der dies Unermeßliche geſchaffen hatte, wie durfte ich wagen, ihn Vater zu nennen? Er war mir entrückt, und mitten im Gebet bedrängte mich die Frage: „Gelangt meine Stimme bis zu ihm? Weiß er von mir? Habe ich einen allmächtigen, gütigen Vater, der die Haare auf meinem Haupte gezählt hat, der meine Leiden kennt, dem ich danken darf für jede Freude? ... Danken, das iſt das Schönſte ... Wie oft, wie oft hatte ich innegehalten, mitten im Spiele, mitten im Jagen und Tollen, um, erfüllt von einem unausſprechlichen Glücksgefühl, wortlos Gott zu danken für dieſes Glücksgefühl, für die Bäume, die Blumen, den Sonnenſchein, für alle Schönheit, alles Licht, das er über

seine Welt, meine Welt ergossen hatte ... Und nun sollte es aus sein? — Kein Dank mehr! Mein Dank drang ja nicht zu ihm — er wußte nicht von mir." ... Bei Tage wurde ich Herr über meine schweren Gedanken, zu schwer für einen Kinderkopf. Wenn ich aber des Nachts erwachte und sie kamen, da war ich ihre Beute. Oft konnte ich mir nicht helfen und schrie laut im Schmerze meiner Zweifel. Meine Schwester, aus dem Schlafe gerissen, fuhr erschrocken auf und wollte wissen, was mir sei. Und ich beruhigte sie: „Nichts, gar nichts, — ich habe nur von etwas Schrecklichem geträumt." Da wußte ich im voraus: gleich wird meine geliebte Furchtsame den Kopf unter die Decke stecken und rufen: „Erzähl mir's nicht! Erzähl mir's nicht!"

Am Morgen sah ich dann blaß und elend aus, und Fritzi sagte: „Sie hat wieder einen so bösen Traum gehabt."

Nicht bei ihr und bei keinem konnte ich Hilfe holen in meiner Seelenqual. Ich glaubte jedes Wort zu hören, das sie, das jeder der Meinen mir entgegnen würde, wenn ich versuchen wollte, auszusprechen, was mich beängstigte und verwirrte. Und den Brief, den ich von meiner Marie bekäme, nachdem ich sie eingeweiht hätte in meine Bekümmernisse, den meinte ich auch ungeschrieben lesen zu können.

So blieb denn nur mein geistlicher Führer — Pater Borek.

Zu ihm kam das Kind, das ihm schon von der ersten Beichte an Sorge bereitet hatte. Nicht losgestürmt kam es. Leise und zagend kam es heran. Hohe Röte stieg ihm in die Wangen, und die Zunge klebte ihm am Gaumen, als es fragte, ob Hochwürden auch wisse, daß Gott die Erde nicht in sechs Tagen geschaffen, sondern dazu ungeheuer lange Perioden gebraucht habe.

Nein, wirklich, davon wußte Hochwürden nichts; aber woher mir diese Kenntnis kam, hätte er gern erfahren.

Ich holte den Quell herbei, aus dem ich meine Gelehrsamkeit geschöpft hatte, Fladungs Leitfaden der Astronomie. Pater Borek las nur den Titel und sagte lächelnd, dieses Buch hätte ein Mensch geschrieben; es sei besser, sich statt an menschliche an die göttliche Weisheit zu halten. Was wir zu wissen und zu glauben haben, hat uns Gott durch seine Propheten in den heiligen Schriften geoffenbart. Daß er sich einem Gelehrten geoffenbart hätte, war dem geistlichen Herrn nicht bekannt, und ihm auf diesem Wege beizukommen, unmöglich. Er glaubte an die Heilige Schrift, nicht an die Astronomie, und er tat sie ab mit dem einen Worte: „Menschen-

werk". Nun hatten sich zu meinen Zweifeln an der biblischen Schöpfungsgeschichte noch andere gesellt. Ach sie kamen in Scharen! Außer den „Nouvelles heures à l'usage des enfants" besaß ich jetzt auch einen kleinen, bilinguenen „Paroissien Romain", der mich instand setzte, unserem Pater Borek, wenn er uns die Bedeutung der einzelnen Vorgänge bei der heiligen Messe rekapitulieren ließ, die betreffenden Stellen in der majestätischen und melodischen Sprache der Kirche herzusagen.

Da waren viele, die mir zu denken gaben, vor allem die Worte bei der Konsekration: „Deus, qui humanae substantiae dignitatem mirabiliter condidisti" . . . Ich konnte es nicht verstehen. Wenn die ersten Menschen wirklich vorzüglich gewesen wären, wie hätten sie sündigen können, wie hätten sie den unbegreiflichen, unentschuldbaren Ungehorsam gegen Gott begehen können? Er hatte ihnen das Paradies geschenkt, war zu ihnen gekommen, die Glückseligen hatten sein Angesicht gesehen und seine Stimme gehört . . . Und mehr als dem, was diese göttliche und liebevolle Stimme ihnen sagte, hatten sie dem Gezisch einer elenden Schlange geglaubt und über ihrem scheußlichen Anblick den des Allgütigen vergessen? Die das vermochten, die waren nicht in einem Zustande der Vollkommenheit geschaffen

worden; das war ein Widerſpruch, über den ich nicht hinweg kam, ſo dringend Pater Borek mich auch beſchwor, das unſelige Grübeln aufzugeben. Ich aber hatte gar nicht das Bewußtſein, daß ich grübelte. Ich dachte ja nur nach, und dann kamen die Zweifel von ſelbſt; ſie fielen mich an, ich empfand einen phyſiſchen Schmerz dabei, wie neulich während der Wandlung . . . Da war es entſetzlich geweſen, da hatte es mich ergriffen: „Biſt du bei uns, mein Heiland? Es ſind auf der Erde Millionen Kirchen, und in hunderttauſend wird vielleicht in dieſem Augenblick zur Wandlung geläutet, und überall ſollſt du in Brotgeſtalt erſcheinen. Biſt du auch bei uns? biſt du da, mein Heiland? und warum fühl ich's nicht? warum fühle ich nicht deine Nähe?"

Pater Borek hörte dieſe Bekenntniſſe in ſtiller Ergebung an; er zürnte mir nicht, aber traurig hatte ich ihn wieder gemacht. Meiſtens nahm er dann ſeine Zuflucht zu dem Wunder und wiederholte eindringlich: „Mein Kind, wir ſollen das Wunder verehren, an das Wunder glauben, aber nicht fragen: Wie kann das ſein? Wäre es denn ein Wunder, wenn es ſich erklären ließe?"

Nie ein hartes Wort, kaum je ein tadelndes. Nie eine Andeutung, daß es außer der guten

Macht auch eine böse gebe, einen unheimlichen Versucher, der frevelhafte Gedanken in uns erwecke, unsere Andacht störe, uns irre zu machen suche in unserem Glauben, — nie eine Warnung vor dem Teufel.

„Mein Kind, ich werde morgen in der heiligen Messe recht andächtig für Sie beten."

So sah seine Strenge aus.

Wenn ich dann am Sonntag in die Kirche kam und ihn, der für mich beten wollte, an den Altar treten sah, war's vorbei mit Grübeln und Zweifeln. Da war ich nichts anderes als ein demütiges kleines Geschöpf, das auf den Knien lag in Anbetung des Herrn der Welten. Ich freute mich der Kämpfe und Leiden, die der schönen Stunde vorangegangen waren, mit denen ich sie vielleicht hatte erkaufen müssen: „Schick mir nur Leiden, ich will ja leiden," klang mein Gebet immer aus.

Daß meine angeborene und unverwüstliche Fröhlichkeit sich auch während jener Werdetage bei mir eingefunden hat, muß ich der getreuen nachsagen. Sie kam höchst überraschend, manchmal in ganz unpassenden Augenblicken, und sie ließ sich nicht verleugnen wie die Verzweiflungsanfälle. Und wenn meine Schwester mich erstaunt fragte, warum ich heute gar so lustig sei, konnte ich ihr keine Ursache dafür angeben. Ich hatte ein

herrliches Gefühl von Glück — ich hatte es — „halt so“; es war das beste, das es gibt, das grundlose.

Ein Glück, das Grund hat,
Geht mit ihm zugrunde stündlich,
Und nur ein grundlos Glück
Ist tief und unergründlich

sagt Hieronymus Lorm, so weise wie schön.

Die Zeit der Schulferien war da und brachte uns unsere Brüder heim. Der ältere entwickelte sich zu dem, was man bei uns „einen Prachtbuben“ nennt; der jüngere, immer gleich schmächtig und gleich kampffreudig, hatte an dem Erstgebornen einen Schutzengel, der ihn nie aus den Augen ließ, für ihn einstand, den kleinen, hitzigen Angreifer auch im ungerechtesten Streite verteidigte. In diesem Jahre wurden die Knaben von einem alten Herrn begleitet, einem emeritierten Erzieher und großen Kinderfreund. Er war von hoher, hagerer Gestalt und zu gebrechlich, um an unseren Spielen teilzunehmen, bildete aber einen wohlwollenden Zuschauer und Kampfrichter. Sehr gern wohnte er auch dem Reitunterrichte bei, den Papa, der selbst ein vorzüglicher Reiter war, uns erteilte.

„Sie machen das gut, Sie machen das gut," bekamen wir dann oft von ihm zu hören, und dabei bewegte er die langen Zeige- und Mittelfinger der längsten Hand, die ich je gesehen habe, vor unseren Gesichtern auf und ab: „Ja, wenn Sie alle Lektionen mit solchem Eifer nehmen würden, da hätten Ihre Lehrer bessere Zeiten."

Unseres Fräuleins Karoline nahm er sich väterlich an, verwies mir meinen Übermut und ihr ihre Gereiztheit; während seiner Anwesenheit herrschte immer Frieden zwischen uns.

Traurig, daß die Tage, die unsere Brüder in Zdißlawitz zubrachten, nur — das war genau ausgerechnet! — nur zwölf Stunden hatten. Sie verflogen doppelt so schnell wie alle anderen Tage. Gar so bald war der Morgen wieder da, an dem die angehenden Gymnasiasten ins Institut zurückkehren mußten. Sie haben dort keine besonders guten Zeiten verlebt, aber nicht geklagt, denn sie waren tapfere kleine Buben. Trotzdem wußten Fritzi und ich genau, wie ihnen ums Herz war, wenn sie in den Wagen stiegen, der sie zur Bahnstation bringen sollte. Noch ein Händedruck, noch eine Umarmung, noch ein tröstendes Wort Papas; „Wir sehen uns bald wieder!" und fort waren sie ... Wir standen noch eine Weile im Hofe und winkten mit den Taschentüchern, wenn der

Wagen aus dem Tore fuhr, im Bogen am Gartengitter vorbei, und nun raſch auf der abwärts führenden Straße hinunterrollte. Dann liefen wir, und die kleine Sophie mit uns, in das Zimmer Großmamas, an das Fenſter, an dem ihr Arbeitstiſchchen vor dem Bild der hingegangenen Levrette ſtand, und begleiteten die Reiſenden in Gedanken. Jetzt ſind ſie am Ende des Schloßberges angelangt, jetzt geht es links eine Strecke auf ebenem Wege zwiſchen Feldern und Obſtbäumen am Waſſergraben vorbei, an dem die jungen Pappeln ſtehen, an der Wieſe, auf der die vielen Gänſe weiden. Und jetzt kann man den Wagen noch im Flug erblicken, und die Brüder ſehen vielleicht gar uns am offenen Fenſter. Die kleine Sophie meint, wenn ſie uns ſehen, können ſie uns auch hören, und ruft: „Adieu, meine Brüder!“ und ſchwenkt wieder ihr Tüchlein. Noch ein zweites Mal wird der Wagen ſichtbar, ganz klein, ganz fern, wenn er den Berg hinauffährt, den letzten, auf dem wir eine Fahrſtraße noch auszunehmen vermögen. Und die uns dort entſchwinden in der Ferne, die beiden, die wenden ſich jetzt gewiß noch einmal zurück und ſagen zueinander: „Da ſieht man's noch, das Schloß“ . . . Grüße fliegen hin und her durch die Luft, Grüße einer Liebe, die felſenfeſt geſtanden hat in der verrinnenden Zeit, unwandelbar im wechſelvollen Leben.

Es war eine epochemachende Neuerung, daß jeder, der in Zdißlawitz einen Brief erwartete, ihn täglich erhalten konnte. Erst seit wenigen Jahren befand sich ein Postamt in unserer Nähe. Früher mußte der Bote vier Stunden weit nach dem Städtchen Wischau pilgern, um die für das Dorf und das Schloß bestimmten Postsendungen abzuholen. Er setzte sich nur zweimal wöchentlich in Bewegung, und was er dann regelmäßig außer einem Räuschchen mitbrachte, das waren einige Nummern der Wiener und der Brünner Zeitung. Wenn auch Briefe eintrafen, galt das schon als ein kleines Ereignis. Papa öffnete sie nie vor Tische. Er muß das Lesen von Briefen als etwas Appetitverderbendes angesehen haben. Beim schwarzen Kaffee erst nahm er die Schriftstücke zur Kenntnis, nachdem er ihr Äußeres sorgfältig geprüft hatte. Einmal kam ein schmaler, schwarzgesiegelter Brief auf dünnem Papier aus Paris. Die Adresse war mit einer feinen Perlschrift geschrieben, die dem Papa nicht ganz fremd schien; es konnte wohl die Madame Dufoulons sein. „Lies," sagte er, reichte Mama den Brief, und sie las eine Weile schweigend. — „Nun, was schreibt sie?" — „Es wird euch traurig machen", war die Antwort, „und tut auch mir sehr leid. Der arme Just, das arme Kind — und seine noch viel ärmere Mutter!"

Madame Dufoulon teilte die Nachricht vom Tode ihres lieben Sohnes mit. Ein Nervenfieber hatte ihn dahingerafft, wenige Monate, nachdem er so glücklich gewesen war, eine Stellung zu finden, die ihn instand gesetzt hätte, seiner Mutter und seiner Schwester eine kräftige Stütze zu sein . . . Das war eine grausame Verschärfung der Bitternis dieses Verlustes. — Ich kam von der Frage nicht fort: Was wird geschehen, was wird man tun?

Es wird geschehen, man wird tun, was in solchen Fällen das Gewöhnliche ist. Man wird, von Mitleid erfüllt, einen ungemein warmen und herzlichen Brief schreiben, man wird noch einige Male sagen: „Der arme Just, seine arme Mutter, was wird sie jetzt wohl anfangen?“ und dann — vergessen. Man wird . . . ich werde! Mit peinlichem Selbstvorwurf ergriff mich der Gedanke an Frau Krähmer. Wie lange hatte ich mich ihrer nicht mehr erinnert, die das selbe Schicksal gehabt wie Madame Dufoulon. Auch sie hatte alle ihre Hoffnung auf den Sohn gesetzt, der ihr weggestorben war, bevor sein verheißungsreiches Leben sich zur Blüte entfalten konnte.

Es war Spätherbst geworden, und vor unserer Abreise wollten wir noch etwas ausführen, was meiner Schwester als eine Pflicht

gegen unſeren Freund und Spielgefährten erſchien.

Eine Viertelſtunde weit vom Schloſſe, aber ſchon zum angrenzenden Dorf gehörend, befand ſich eine Schlucht. Sie war von einem dünnen Waſſerfaden durchzogen und mit Buſchwerk dicht überwachſen, aus dem einzelne ſchlanke Bäume hoch emporſchoſſen. In ihrer Eile, der niedrigen Umgebung zu entragen, hatten ſie ſich nicht Zeit genommen, unterwegs Zweige anzuſetzen; all ihren Blätterſchmuck entfalteten ſie erſt in der Krone, und die wurde ihnen manchmal zu ſchwer. Wenn ich ſie anſah, mußte ich an meinen Schiller denken mit ſeinem Kranz. Ganz gerade ſtand keiner von ihnen; nach verſchiedenen Richtungen hin hatte der Wind ſie gebogen. Mitten in der Schlucht iſt ein kleiner, freier Platz, und da befindet ſich ein kapellenartig übermauertes Brünnlein. Zwei ſteinerne Stufen führen durch den ſchmalen Eingang zu ſeinem Waſſerſpiegel. Im Dunkel ſieht das Waſſer ſo ſchwarz wie Tinte aus; ins Glas geſchöpft, iſt es kriſtallklar, und ihm wird die Kraft zugeſchrieben, Augenleiden zu heilen.

Einige Schritte von dem Fußſteig entfernt, auf dem man vom Felde aus ſteil ab zum Brünnlein gelangt, ſteht eine Buche . . .

Du alte Königin, weißt du von dem munteren Zeug, das grünt und lebt und sich vermehrt und nichts verlangt, als seines Daseins froh zu werden zu deinen Füßen und unter deinem Schutze? Weißt du von den Emporstrebenden, die der Ehrgeiz treibt, dir in deinen erhabenen Wipfel zu schauen und seine Geheimnisse auszuspähen? — Du alte Königin, du Herrscherin, wie du dastehst vor meinem geistigen Auge in deiner Schönheit, deinem Stolze, deiner Kraft, so könnte dich mir zu Dank kein Maler malen, kein Dichter beschreiben. Vor dir, zwischen zweien deiner mächtigen Wurzeln, haben kleine Menschen ein kleines, hölzernes Standbild aufgerichtet: die heilige Anna, die ihr Töchterchen lesen lehrt. Kein Kunstwerk und — mehr als ein Kunstwerk für die Armen, die Betrübten, die hierher beten, die Glücklichen, die Genesenen, die danken kommen.

Die Schlucht, in der der wundertätige Quell sich befindet und die herrliche alte Buche sich einst befand, hatte ihren Namen von dem kleinen Standbilde erhalten. Zur „Svatá Anna" wanderten wir als Kinder oft, brachten dort manchen Sommernachmittag zu, und einmal schnitt Monsieur Just seinen Namen in den Stamm der Buche ein. Mit großen Buchstaben, tief durch die dicke Rinde bis aufs Lebendige.

Von weitem konnte man leſen, gelbweis herausleuchtend aus dunkler Umrahmung: Juſt.

Das dürfe man nicht ſo laſſen, meinte Fritzi; jetzt, weil er tot ſei, müſſe ein Kreuz über den lieben Namen geſetzt werden. Wir bewaffneten uns mit unſeren ſchärfſten Taſchenmeſſern und begaben uns eines trüben Novembermorgens zu der Buche bei der „Svatá Anna". Eifrig mühten und ſtreckten wir uns, ſoviel wir konnten, um zu der Höhe hinaufzureichen, in der unſer Kreuz angebracht werden ſollte. Es war vergeblich, wir mußten uns bequemen, das Zeichen des ewigen Friedens unter den Namen unſeres entſchlafenen Freundes einzuſchneiden.

Heute ſteht die kleine „Svatá Anna" nicht mehr unter dem Schutze der Buche. Sie haben die Herrliche gefällt und auch die ſchlanken Bäume in ihrer Nähe und alles Gebüſch fortgeputzt, um mehr Platz zu ſchaffen für Rüben und Getreide. Gewiß wird bei dem Standbild der Heiligen noch immer fromm gebetet, gewiß noch an die Heilkraft des Waſſers im Brünnlein geglaubt. Ich aber meide dieſe Stelle und habe ſie nicht mehr betreten, ſeitdem die alte Rieſin ihren noch grünen Wipfel, der wonneſchauernd das erſte Morgengrauen begrüßte, der feierlich den letzten Sonnenkuß empfing, zu Boden ſenken mußte.

Nachdem Fräulein Karoline uns verlassen hatte, fand man Fritzi und mich alt genug, um fortan in Freiheit dressiert zu werden; nur für die kleine Sophie wurde eine Gouvernante aufgenommen: Madame Vaxelaire, die weibliche Hälfte eines Ehepaares, das sich dem Erzieherfache gewidmet hatte. Zu der Zeit, als die Gattin unserem Schwesterchen ihre Sorgfalt widmete, was sie treu und redlich tat, war der Gatte Hofmeister eines Knaben, von dem er stets erzählte, dessen ungewöhnliche Begabung und edle Eigenschaften er rühmte, und dem er eine glänzende Zukunft vorhersagte. Er hat recht behalten, denn dieser Knabe hieß: Graf Hans Wilczeck.

An Madame Vaxelaire hatten wir eine äußerst angenehme Hausgenossin. Sie war eine kräftige, wohlwollende Frau, im Besitze des unschätzbaren Vorzuges einer immer gleichmäßig guten Laune. Sehr gesund, nicht mehr jung, machte sie, mit ihren roten Wangen und dem gelbbraunen Teint, den erfrischenden Eindruck eines schönen Oktobertages. Sie hatte unsere kleine Sophie sehr lieb und nahm sich auch unser freundlich an, obwohl sie gegen Fritzi und mich keine andere Verpflichtung hatte als die, uns täglich auf dem Spaziergang zu begleiten.

Das Stadtleben ging den gewohnten Gang,

unſere Lehrer und Lehrerinnen fanden ſich wieder ein; nur trat ein neuer Zeichenmeiſter an den Platz des früheren. Dieſer hatte ſich leider zu einer kleinen Taktloſigkeit hinreißen laſſen. Er wartete eines Vormittags, wie gewöhnlich, auf uns im Speiſezimmer, das während der Zeichenſtunde unſer Atelier vorſtellte. Wir erſchienen — ebenfalls wie gewöhnlich — in Begleitung von Mamas Muſterkammerjungfer, Fräulein Joſefine. Sie hatte die Aufgabe, den Herrn Lehrer zu beaufſichtigen, und nahm die Sache ſehr ernſt. Als wir an jenem verhängnisvollen Vormittage eintraten und ihn grüßten, kam er uns entgegen, blieb vor meiner Schweſter ſtehen, ſtemmte den Arm in die Seite und ſprach:

„Sakerlott, Komteß Fritzi, was haben Sie für Augen! Nein wirklich, mirakulös ſchöne Augen!“

Wir hätten dem biederen Oberöſterreicher dieſen Ausdruck einer gerechten Bewunderung verziehen. Die Kammerjungfer hielt es für ihre Pflicht, ihn höheren Ortes anzuzeigen, und wir erhielten einen Zeichenlehrer, noch um ein Jahrzehnt älter als der frühere, der auch kein Jüngling war. Der Nachfolger hatte einen Beethovenkopf. Ich lernte in ihm eines der größten Originale kennen, die mir im Leben begegnet ſind. Ein ganz ungelehrter Menſch, der ſich in

den Wunsch verrannt hatte, Entdeckungen auf wissenschaftlichem Gebiete zu machen, und nicht die geringste Freude an der Ausübung des braven Malertalents fand, mit dem er begnadet war. Er überließ seine kleinen Ölgemälde — treffliche Genrebildchen — zu guten Preisen einem Kunsthändler, der sie zu noch viel besseren nach England verkaufte. Der Mann quälte ihn mit seinen Bestellungen, er aber ließ die Arbeit stehen und beschäftigte sich mit abenteuerlichen Entdeckungen. Von ernsten Studien war er ein Feind, er las wenig. „Die Bücher", war eine seiner Lieblingsbehauptungen, „bringen uns um die Originalität. Auch verdirbt es mir ja die Freude an einem eigenen Einfall, wenn ich erfahre, daß ein anderer ihn vor mir gehabt. Oder vielleicht nicht? was?"

Es war komisch, unseren Zeichenlehrer, während er eine Aufgabe korrigierte, sagen zu hören, daß wir nichts anderes seien als lebendige Leydener Flaschen. Wir meinten, das müsse in irgendeiner Beziehung zur Zeichenkunst stehen; es stand aber in Beziehung zur Physik. „Ja, der Cunäus," pflegte er seinen Vortrag zu eröffnen, „ein großer Mann — aber er ist bei der Flaschenelektrizität stehen geblieben, bis zur menschlichen nicht vorgedrungen. Und wir sind mit Elektrizität doch ebenso angefüllt wie seine stanniolbeklebten Glasgefäße, und was

die Entladung betrifft, für die ist gesorgt. Wenn der Mensch zum Beispiel erschrickt, oder wenn er sich zum Beispiel plötzlich verliebt." Bei dem Worte spitzte Fräulein Josefine die Ohren und ließ ein deutliches Räuspern vernehmen. Er bemerkte es nicht und fuhr fort: — „Das wären jähe Entladungen. Allmähliche finden ununterbrochen statt. Sie können sich davon selbst überzeugen. Gehen Sie spazieren durch mehrere Tage nacheinander immer auf dem selben Weg. An jedem Tage wird er Ihnen kürzer vorkommen als am vorhergehenden. Warum? Sie haben am ersten am meisten Elektrizität abgegeben an die Erde, die ein mittelmäßiger Leiter ist; am zweiten finden Sie den größten Teil abgegebener Elektrizität auf dem Wege wieder, verbrauchen also weniger von der Ihren, werden also weniger müde, der Weg kommt Ihnen also kürzer vor. Ist das richtig? Oder vielleicht nicht — was?"

Er sah uns dabei so streng an, daß wir es immer richtig fanden.

Ein zweites Steckenpferd bestieg er auch fürs Leben gern. Er schrieb sich — gewiß ohne je eine Zeile von oder über E. T. A. Hoffmann gelesen zu haben — die Fähigkeit zu, Farben zu riechen und zu hören. Blau klingt wie ein Mollton, Rot ist Dur. Farbenempfindung, Tonempfindung werden durch den gleichen Reiz erregt,

einfache Farben, einfache Töne. Mit halben Farben, mit allerlei Schattierungen, laſſen ſich Terzen, Quarten, Quinten darſtellen. Eines Tages brachte er uns ein gemaltes Farbenklavier mit mehreren Oktaven. Ich war geblendet und freute mich, demnächſt vor meinem Vetter Moritz mit den phyſikaliſchen Kenntniſſen zu prunken, die ich bei der Zeichenlektion erworben hatte. Sie machten aber keinen beſonderen Eindruck, und ich erfuhr den Schmerz, zu hören, daß die vermeinte Entdeckung des Künſtlers, der ſich führerlos auf wiſſenſchaftlichen Pfaden umhertrieb, keine ſei. „Ein Farbenklavier iſt ſchon zuſammengeſtellt worden," ſagte mein Vetter.

„Schon zuſammengeſtellt — und durch wen?"

„Durch Caſtel."

„Und wann?"

„Vor mehr als hundert Jahren."

Vor ſo langer Zeit? eine ſo alte Geſchichte hat das Farbenklavier? O Gott! der arme Herr Lehrer wird arg enttäuſcht ſein, wenn er hört, daß er nicht der alleinige Entdecker dieſes myſteriöſen Inſtrumentes iſt . . . Ich verſetzte mich in ſeine Lage und machte im voraus alle Qualen der Beſchämung mit ihm durch — zum Glück unnötigerweiſe; denn er war viel zu ſehr beſchäftigt mit ſeinen eigenen wiſſenſchaftlichen

Leiſtungen, um von denen anderer Notiz zu nehmen.

Einige Tage ſpäter fragte mich mein Vetter, ob es mich intereſſieren würde, etwas zu hören von den Verſuchen, die gemacht worden ſind, um die Harmonie zwiſchen Farben und Tönen nachzuweiſen. In ſeiner klaren und anſchaulichen Art beſchrieb er den Apparat, den Ruete zuſammengeſtellt hat, um den Eindruck von Farbenakkorden hervorzubringen. Er ſprach von Kontraſtharmonien, von den Farben, die nur ſtimmen, wenn ſie durch Grau oder Weiß eine Unterbrechung erlitten haben. Solange er ſprach, war ich überzeugt, alles gut zu verſtehen, was er mir erklärte. Als ich aber darüber nachdachte und es mir zurechtlegen wollte in meinem Kopfe, da merkte ich, daß die neuen Erkenntniſſe nicht hineingedrungen waren. Draußen ſchwebten ſie umher als klang- und farbenreiche undeutliche Gebilde.

Mein Zeichenmeiſter hatte es beſſer; ihm tönte, wenn er den großen, mit bunten Streifen bedeckten Bogen betrachtete, den er ſein Farbenklavier nannte, das „Gott erhalte", entgegen.

o□o

In den Briefen meiner treuen Mentorin finde ich einen recht trüben Reflex des Glanzes,

in dem ich mich ihr als angehender Shakeſpeare des 19. Jahrhunderts vorſtellte. Sie begann ernſtlich beſorgt um mich zu werden und ſchlug einen ſtrengen Ton an. In Bücher gebunden liegen alle ihre Briefe vor mir; wohlverwahrt und ungeleſen ſind ſie jahrelang im Schranke geblieben. Ich habe ſie erſt wieder hervorgeſucht, um ſie dem Freunde zur Verfügung zu ſtellen, der die Geſchichte meines Werdegangs mit feiner und liebevoller Hand aufgezeichnet hat.

Jetzt blättere ich oft in den inhaltreichen Bänden, und was mich dabei mit ſchmerzvoller Wehmut erfüllt, iſt das Schickſal ihrer Verfaſſerin, von dem ſie Zeugnis geben.

Marie Kittl iſt die erſte der vielen geweſen, die mir, je weiter ich fortſchritt auf meinem Lebenswege, deſto öfter begegnen ſollten — der Opfer eines eingebildeten Schriftſtellerberufes. Es wurde allmählich meine ſtändige Qual, mitanſehen zu müſſen, wie dieſe Bedauernswerten, von ihren Aſpirationen getrieben und genarrt, taub werden für die dringendſte Bitte, den ehrlichſten Rat, und wie ſie dem widerwilligen Verzichten, mit einem anderen Wort: — der Verzweiflung entgegengehen.

Ich kenne ihre Sehnſucht und weiß, daß ſie ebenſo unüberwindlich iſt wie die der echten Begabung, mit der die ihre noch manche andere

Ähnlichkeit und wahrscheinlich den selben Ursprung hat; aber sie leidet an Unzulänglichkeit. Denn nur von Unzulänglichkeit kann die Rede sein. Etwas Talent ist immer vorhanden, ohne Talent macht man gar nichts, nicht einmal etwas Miserables. Aber das vorhandene Fünkchen, ja sogar der Funke, wird noch lange nicht genügen, ein Licht daran zu entzünden, das über den Tag hinaus leuchten kann. Und nun steht vor mir der ganze Jammer, der sich da vorbereitet, der wachsen und wuchern und traurige Früchte reifen wird. Das peinvoll hastige Streben der Ohnmacht, die mit jeder neuen Arbeit neu aufflackernde Hoffnung, die blutige Enttäuschung nach langem Warten und Harren, endlich die Trostlosigkeit und Erbitterung. Die Menschenliebe erlischt; wie soll man die lieben, die uns nicht gelten lassen? Das Interesse und das Wohlwollen für Mitstrebende verwandeln sich in Gleichgültigkeit und, wenn ihnen ein Glückssternchen aufblinkt, in Mißgunst. Da ist der und da ist jener, die haben Minderwertiges geleistet und Anerkennung gefunden. Man wägt und vergleicht und legt einen seltsamen Maßstab an; nicht am Großen mißt man sich, nein — am Kleinen. Hat man einmal einen anderen Kleinen oder, wenn ein besonders glücklicher Zufall es fügt — einen Großen scheitern gesehen, dann

erwacht die Bettlerin unter den Freuden — die Schadenfreude. Kein wirklicher Balſam und Troſt, denn ſie entſpringt dem Giftquell des Neides, dieſes moraliſchen Gebrechens, deſſen freſſender Qual ſogar der „fanfaron du vice“ ſich nicht rühmen mag. Lächelnd verbeißt ihn jeder, den er foltert, wie der Spartanerknabe ſeine Schmerzen verbiß, als ihm der geſtohlene Fuchs, den er unter dem Mantel verbarg, die Bruſt zerfleiſchte.

Marie Kittl hat allerdings weder Erbitterung noch Neid gekannt, aber unglücklich machten ſie ihre immer geſcheiterten Verſuche, ſich ſchriftſtelleriſch zu betätigen. Sie ſtand in reifen Jahren, hatte die Erziehung der jungen, mütterlicherſeits verwaiſten Fürſtin Arenberg vollendet und ihren geliebten Zögling noch zum Altar geleitet. Bald darauf war ſie einer Einladung nach Brüſſel gefolgt und hatte dort die Stellung einer Gouvernante bei der hochbegabten Tochter König Leopolds, der Prinzeſſin Charlotte, eingenommen, und ſpäter die der Vorleſerin der Herzogin von Brabant. Es waren ſonnige und ſchöne Jahre, die ſie am belgiſchen Hofe verlebte. Der Wirkungskreis, der ſich ihr eröffnet hatte, ſagte ihr in jeder Weiſe zu; er brachte äußere Ehren, für die ſie nicht ganz unempfänglich war, und bot ihr Befriedigung ihres innigen Herzens-

bedürfnisses, die Anhänglichkeit und Liebe ihrer Umgebung zu gewinnen. Auch ihr lang genährter Wunsch, weite Reisen zu unternehmen, erfüllte sich unter den denkbar angenehmsten Verhältnissen. All das Gute erfuhr sie bei der Ausübung ihres wirklichen Berufes, und sie fand ihr Glück in ihm, bis der falsche sein Lügenhaupt erhob und sie umstrickte mit allen Zaubern und Lockungen, über die das Blendwerk verfügt.

Sie begann nach Freiheit zu lechzen, um schreiben zu können, soviel sie wollte. „Meine Flügel", teilte sie mir mit, „haben sich geregt." Und sie kamen nicht wieder zur Ruhe, die verhängnisvollen Flügel, deren kümmerlicher Schlag gerade genügte, um ihre Besitzerin hinzuschleifen über Dornen und Gestein. Ihre Geschwister und ich bewunderten, was sie schrieb, weil sie es geschrieben hatte — alle übrigen schwiegen. In ihrem Kreise entstand, wie wir hörten, Verlegenheit, wenn sie kam, der oder jener Hoheit ein neues Werk zu überreichen. Auf eigene Kosten war es gedruckt und prächtig eingebunden und wurde mit höflichem Lächeln hingenommen, denn man achtete Madame Kittl zu hoch, um ihr Lobsprüche über Arbeiten zu erteilen, die ihrer so wenig würdig waren. Sie hat es mir nie gesagt, doch vermute ich, daß der Mangel an Anerkennung für ihre Reisebeschreibungen und

Novellen sie bestimmte, den Hof zu verlassen. Diesen Entschluß führte sie unerwartet rasch aus, um den Einwendungen zu entgehen, die sich gegen ihr Scheiden erhoben hätten. In London, wo sie ihren Wohnsitz nahm, erhielt sie den Beweis der treuen Gesinnung, die man ihr am belgischen Hofe bewahrte. König Leopold setzte der Erzieherin seiner Tochter aus eigener Initiative ein ansehnliches Jahresgehalt aus. Marie Kittl befand sich in behaglichen Verhältnissen und konnte leicht einen Teil ihrer Ersparnisse daran wenden, von Zeit zu Zeit einen neuen, hübsch ausgestatteten Band in kleiner Auflage erscheinen zu lassen und einige Exemplare an Freunde zu verschenken. Der Rest stapelte sich auf in den Magazinen ihres Verlegers, und oft klagte sie: „Er tut zu wenig für meine Bücher. Ich finde sie nirgends angezeigt.“ So ging es fort, bis die Ersparnisse aufgezehrt waren. In schonendster Weise bemühten sich die ehrlichen unter den Freunden und Verehrern der unermüdlich Strebenden, sie zu bewegen, die Schriftstellerei nur noch als Hausindustrie zu betreiben. Davon jedoch wollte sie nichts hören. Manuskripte gehen mit der Zeit verloren, Bücher, die lange unbeachtet blieben, kommen manchesmal doch ans Licht, und dann wundern sich die Menschen, daß dieser Schatz erst so spät gehoben wurde.

So dachte sie vielleicht im stillen, ich aber hatte die Erkenntnis gewonnen: für diese Werke gibt es so wenig ein Morgen wie ein Heute. Es ist mir ein Rätsel geblieben, wie meine Freundin, die so viel Lebensweisheit besaß, die ein so richtiges Urteil für fremde literarische Leistungen hatte, über ihre eigenen mit völliger Blindheit geschlagen sein konnte. Sie erzählte vortrefflich, sobald sie aber ans Niederschreiben des Erzählten ging, zerflossen die Begebenheiten, Gestalten, Landschaften wie feuchte Flecke auf Löschpapier. Von ihrer Sprache sagte sie selbst: „Ich weiß, sie ist international." Daß sich eine kleine Kur vornehmen ließe, davon wollte sie nichts hören. Man hat seinen Stil, wie man seinen Buckel hat, schien sie anzunehmen und wollte Ruhe haben vor der Orthopädie. Das Ende war Entmutigung und doch auch — und darüber kann ich nicht hinwegkommen — ein Zweifel an meiner Hilfstätigkeit. Er hat ihre Freundschaft und Liebe zu mir nicht verringert; aber er war da, ich fühlte ihn. Sie brachte die letzten Jahre ihres Lebens in Wien zu und nahm oft meine Vermittlung bei Redakteuren und Verlegern in Anspruch. Alle Briefe, mit denen ich ihre Manuskripte zurückerhielt, konnte ich ihr nicht zeigen, und doch wollte sie jeden sehen. — Ich wußte oft nicht, welche

Notlüge erſinnen, um zu erklären, warum es mir unmöglich ſei, ihr die Zuſchrift mitzuteilen, die ich in Begleitung einer wieder abgelehnten Einſendung erhalten hatte. Immer ſchwerer entſchloß ich mich, die Botin des abermaligen Scheiterns einer frohen Erwartung zu ſein.

„Nicht angenommen? Auch das nicht? Und ich hielt es doch für mein Beſtes.“

Mehr ſagte ſie nicht — aber ich ermaß den Schmerz, den dieſe heroiſch kühlen Worte verbargen.

Und ich ſah mich im Zimmer um — und ich war anweſend bei ihrem Mittageſſen und ich wußte, ſie empfindet bitter die Dürftigkeit, die aus jedem Winkel dieſes Raumes ſchreit, aus jedem Schüſſelchen, das ihr die Hausmagd auf den Tiſch ſtellt. Durch Jahrzehnte hat ſie in königlichen Schlöſſern gewohnt und an königlicher Tafel geſpeiſt. Sie mußte ja leiden, ſie m u ß t e! unter dem Kontraſt zwiſchen einſt und jetzt . . .

Nun, ſie verriet es nie. — Die Übergütige, die ſich zu einem ſtrengen Wort gegen mich nie hatte aufraffen können, wies jede Andeutung an das Glück, das es mir gewähren würde, ihr Daſein behaglicher geſtalten zu dürfen, energiſch zurück.

„Ich bin ganz zufrieden, ich brauche nichts,

ſchicke mein Manuſkript jetzt nur an einen andern Verleger.“

Und ſobald es eine neue Reiſe angetreten hatte, ſtiegen die Hoffnungen wieder empor. Eines ihrer Bücher würde ja doch einmal „einſchlagen“ und dann alle übrigen zu Ehren bringen. „Denke nur, wie lange du gerungen haſt um deinen erſten Sieg!“

Sieg! Mir war leicht, ihr zu beweiſen, daß es nicht weit her ſei mit dieſem „Sieg“. Sie hatte hundert Einwendungen, aber ein bißchen wohl tat es ihrem wunden Herzen doch, zu hören, daß ihre Schülerin ſich nicht in ungetrübtem Ruhmesglanze ſonnte.

Sie hat das Bitterſte erlitten, das ich weiß: ſie hat einen brennenden und unerfüllbaren Wunſch in der Seele getragen. Und noch einen zweiten, einen weniger heißen, aber ſehnlichen, hatte ſie und betete täglich um deſſen Gewährung, die ihr auch zuteil wurde. Ihr Tod war ſanft und ſchmerzlos. Ohne vorhergegangene Krankheit, iſt ſie eines Nachts, nachdem ſie ſich am Abend zuvor wohlauf und geſund zur Ruhe begeben hatte, aus dem zeitlichen in den ewigen Schlaf geſunken. — Im Traume, im ſchönen, lichtverklärten Traume, ſo hoffe ich, du gute Träumerin!

Es war wieder Frühling geworden. Die Kastanienbäume im Prater standen im hellsten Flor, auf den Wiesen, die grünten und dufteten, fanden reiche und arme Kinder sich beim Blumenpflücken ein, die einen zum Vergnügen, die anderen zum Erwerb. Es war hauptsächlich auf Veilchen abgesehen. Von denen banden die Mütter der armen Kinder einige Dutzend an einen kleinen Stab, legten ihnen ein Efeublatt als Stehkragen um und boten die Sträußchen zum Preise von drei Kreuzern Konventionsmünze in den Straßen der Stadt aus. Der aufmerksame Gatte brachte der Frau ein „Büscherl" heim, der Bräutigam legte es der Braut zu Füßen, das Kind den Eltern, und welche Freude bereitete das bescheidene Geschenk! — Ihren beliebtesten Standort hatten die Verkäuferinnen am Graben vor dem Trattnerhof und dieser Alte, mein Gegenüber, mit dem ich von meinem Fenster aus gern Zwiesprache pflege, versichert mir, die kleinen „Praterveigerln" hätten bis zu seinem zweiten Stock hinauf geduftet. Die großen „wälschen Veilchen" hingegen könnten haufenweise an ihm vorbei getragen werden, er röche nichts davon.

Ich möchte das Körbchen einer Blumenfrau von einst gar zu gern neben dem tragbaren Blumenmagazin einer ihrer Kolleginnen von heute stehen sehen! In dem einen kleine dunkle

Urbilder der Lieblichkeit, des Segens, den ſie ausſtrömen unbewußt, in dem andern alle Farbenglut und Formenpracht ſüdlicher Flora in Glanz und Reichtum prangend. Was hätten die einander zu ſagen, die beiden! Kulturgeſchichte würden ſie reden.

Die Zeit verfloß, die Tage wuchſen und mit ihnen unſere Sehnſucht nach der Rückkehr auf das Land. Sie war für Mitte Mai feſtgeſetzt und allmählich in ſo nahe Ausſicht gekommen, daß man begann, die Koffer vom Boden herunterzuſchaffen. Auch die unſeren erſchienen, und wir machten uns an die köſtliche Arbeit des Einpackens und ſangen dazu aus vollem Halſe nach der Melodie des Volksliedes: „Da droben auf dem Bergerl" mein ſelbſtverfaßtes Reiſelied:

Adieu nun du Wien,
Wir fahren hinaus,
Nicht weit in die Fremde,
O nein, nach zu Haus.
Dort ſteht's auf dem Bergel
So traurig und denkt:
Wann werden die Kinder
Mir wieder geſchenkt?
Sei froh jetzt mein altes,
Sie ſind ſchon ganz nah,
Gott grüß dich, ſie kommen,
Die Kinder ſind da!

Wohl hatte Fritzi gefunden, das Liedchen paſſe nicht mehr für uns, und ſo hatte ich eins für erwachſene Mädchen gedichtet. Das war aber ohne Schwung und ſang ſich nicht von ſelbſt wie das erſte. So blieben wir bei dem.

Unſer Feſtjubel erfuhr eine jähe Störung, die Abreiſe mußte verſchoben werden, denn Großmama war plötzlich erkrankt.

„Nichts von Bedeutung," verſicherte der Arzt, ein Homöopath, der damals in Wien großes Anſehen genoß. „Eine leichte Lungenentzündung; in vierzehn Tagen iſt die alte Frau wieder geſund, und dann fahren ſie mit ihr, je eher, je beſſer aufs Land!"

In vierzehn Tagen! in vierzehn Tagen erſt? — das iſt ja ſo lang, nicht auszudenken, wie lang, das iſt ja nicht zu erleben, das Ende dieſer vierzehn Tage. Wir waren über die Verzögerung unſerer Abreiſe ſo unglücklich, daß wir ihre Veranlaſſung im erſten Augenblick kaum erwogen. Als aber zwei Tage vergingen, an denen wir die Großmama nicht ſehen durften, als es noch am dritten hieß: „Sie hat Fieber, ſie huſtet und muß Ruhe haben," begann uns angſt zu werden. Auch Papa war beſorgt und äußerte Zweifel an der Unfehlbarkeit des berühmten Arztes. Am vierten Tage hatten wir beim Nachhauſekommen vom Spaziergang angeläutet an Großmamas

Wohnungstür, waren, als sie geöffnet wurde, ins Vorzimmer gedrungen und bestürmten die Kammerjungfer mit Bitten, uns zu melden. Sie brauche nur zu sagen, daß wir da seien, sonst gar nichts. Vielleicht, man könne ja nicht wissen, vielleicht würden wir doch vorgelassen.

Die Kammerjungfer mahnte zur Geduld. Unsere Eltern und der Arzt, die sich schon eine Weile bei Großmama befänden, würden gleich kommen und dann bestimmen, was zu geschehen habe. Als sie eintraten und wir unser Anliegen vorbrachten, wies der Doktor uns barsch ab. Er war in schlechter Laune und fuhr ungeduldig heraus, als Papa Besorgnisse um die Kranke äußerte:

„Sehen Sie denn nicht? Es geht ja besser. Ganz gesund wird man in dem Alter doch nicht von einem Tag zum andern!"

Beide Eltern fragten noch: „Also wirklich keine Gefahr?"

„Wenn ich Ihnen sage: Nicht die geringste."

Das war denn schön und beruhigend. Von den vierzehn Tagen, die überstanden werden sollten, bevor Großmama reisen durfte, waren vier vorbei. Zehn noch dazu, und wir sind wieder in unserem lieben alten Neste ... Die Lindenbäume wiegen ihre blühenden, duftenden Zweige und die Fichten ihre in die Wolken strebenden Wipfel; wie von einer unsichtbaren Riesenhand gestreichelt,

wallen und schmiegen sich wohlig die Millionen Ähren auf den Feldern, die mütterliche Heimaterde qualmt, die Sonne leuchtet, freundliche Augen lachen und alle, alle sagen: „Grüß euch Gott!“

Nun war der fünfte Tag gekommen — ein Maitag mit Sommertemperatur, auf dem Lande wonnig, in der Stadt für mich ein Kopfschmerzenausbrüter. Sie hatten sich heftig eingestellt, und als die Eltern am Vormittage mit uns ausfahren wollten, bat ich zuhause bleiben zu dürfen.

Die Meinen waren kaum fort, als Madame Vaxelaire herbei geeilt kam, um mir zu sagen, daß Großmama heraufgeschickt habe . . . Sie wollte Fritzi und mich sehen . . . und schrecklich — schrecklich — jetzt sei Fritzi nicht da! —

Die Erregung, mit der die gute Frau sprach, entsetzte mich. Was hat das zu bedeuten. Was gab es denn? Ich war aufgesprungen, ich rannte auf den Gang. Dort stand der alte Josef, der gekommen war, uns abzuholen, uns beide, und jetzt mich allein über die Stiege geleitete.

„Neštěsti, Neštěsti!“ [1]) war alles, was er auf meine hastigen und angstvollen Fragen erwiderte.

Die Kammerjungfer erwartete mich — tief bekümmert, von Zweifeln und Sorgen zerquält.

---

[1]) Unglück, Unglück!

Sie wußte nicht, ob es recht von ihr sei, mich zur Großmama zu führen. In der Früh, als der Arzt dagewesen war, hatte er unsere Bitten um Einlaß grimmig abgewiesen. Aber die Frau Baronin wolle uns sehen, habe den Befehl uns zu holen so bestimmt gegeben — da müsse man ihr doch gehorchen.

Wir gingen in das Speisezimmer und leise auf den Fußspitzen zur Tür des Schlafzimmers. Sie war nur angelehnt und gab meinem zaghaften Drucke nach.

Ich blieb auf der Schwelle stehen.

Die zwei Fenster rechts, die in das Rotgäßchen sahen und zwischen denen am breiten Pfeiler das Bild meiner Mutter hing, waren ganz, das Fenster der Tür gegenüber bis zur halben Höhe verhängt. So konnte die Kranke ein Stückchen Himmel sehen, von ihrem Bette aus, das die Mitte der Längswand zur Linken des Eingangs einnahm. Nie anders als eilig und freudig war ich in dieses stille Gemach getreten, und nun bannte eine schwere, beklemmende Bangigkeit mich auf meinen Platz. Von ihm aus sah ich die hochgetürmten Polster, deren Stickereien das Kopfende des Bettes überragten, sich ein wenig bewegen und nun hörte ich die Stimme Großmamas. Sie fragte:

„Die Kinder — kommen sie?“

Da faßte ich mir ein Herz, da lief ich zu ihr, und plötzlich und wonnig ergriff mich die Freude des Wiedersehens. Ganz ungetrübt. Großmama machte mir nicht den Eindruck einer Kranken. Sie saß fast aufrecht in ihrem Bette, an ihre Schultern schmiegte sich ihr weicher, feiner Schal mit den bunten Blümchen, den sie so gern hatte. Sie war auch frisiert wie gewöhnlich, trug eine reich garnierte weiße Haube und an jeder Seite der Stirn drei braune Seidenlocken.

Was liegt einem Kinde an der Schönheit alter Leute? Ich hatte nie darüber nachgedacht, ob meine greise Großmutter schön sei oder nicht. Jetzt aber sagte ich mir und war sehr glücklich und stolz darüber: Sie ist ebenso schön, wie sie lieb ist und gut!

Sie hatte mir zugenickt. „Fritzi?" fragte sie, und ihre Stimme war arm und heiser.

Ich versicherte, daß Fritzi gleich kommen werde, und begann, ohne selbst zu wissen warum, eine lebhafte Beredsamkeit zu entfalten. Genau entsinne ich mich, wie jeder Einzelheit dieser letzten mit meiner Großmutter verlebten Stunde, daß ich von Zdißlawitz erzählte und wie mich's freue, daß sie wieder fast gesund sei, weil wir jetzt bald abreisen könnten.

Sie lächelte — sehr traurig, kam mir vor — und machte mir ein Zeichen, mich auf

einen Seſſel zu ſetzen, der an ihrem Bette ſtand, mit der Lehne gegen das Fenſter. Ich gehorchte, war aber durch Großmamas Schweigen und durch ihr trauriges Lächeln aus meiner zuverſichtlichen Stimmung und in Verlegenheit geraten. So verhielt ich mich denn ganz ruhig und wagte nicht mehr mich zu rühren. Großmama hatte die Augen geſchloſſen, und ihrem ſchweren und hörbaren Atem glaubte ich zu entnehmen, daß ſie ſchliefe.

Alles ſtill rings um uns. Manchmal nur rollte ein Wagen durch das Gäßchen und über den Rabenplatz. Die Sonne mußte nun im Zenit ſtehen, der Himmel leuchtete in purpurner Bläue. Durch den unverhangen gebliebenen Teil der Fenſter fiel goldiges Licht in das Zimmer und bildete einen breiten hellen Streifen an den Wänden. Sie waren glatt, mit grüner Farbe bemalt. Von meinem Platze aus ſah ich gerade auf die Stelle hin, an der, vor nun auch ſchon acht Jahren, mein Kinderbett durch längere Zeit geſtanden hatte. Meine Schweſter war an den Maſern erkrankt, wir wurden getrennt, und Großmama nahm mich in ihre Obhut. Mein kleines Lager war in ihrem Schlafzimmer aufgeſchlagen, und wenn ich früher als ſie erwachte, ſtellte ich mich ſachte auf und begann die Farbe von der Wand loszulöſen. Eine angenehme

Morgenbeschäftigung. Die Farbe, die sehr dick aufgetragen war, bildete hie und da Blasen, und wenn man sie eindrückte, sprangen sie ab wie Glas, und wie Glas ließ sich auch ihre nächste Umgebung vom lichten Grund abheben. Ein wenig weiter kam dann wieder ein Bläschen, und wieder wurde es eingedrückt, und nach ein paar Wochen war mitten im Grün ein weißer, vielfach ausgebuchteter Fleck zu sehen, der sich wie ein Ozean auf einer Landkarte ausnahm. Die Kammerjungfer hatte zu dem Unfug länger geschwiegen als ihr leicht wurde, und machte ihren Bedenklichkeiten endlich Luft. Sie stellte sich mit gerungenen Händen vor den Ozean und gab die bestimmtesten Versicherungen ab, daß sie nicht ahne, was jetzt mit der so übel zugerichteten Wand anzufangen sei. Großmama, die mir eben Unterricht im Häkeln gab, antwortete gleichmütig:

„Man wird sie frisch anstreichen lassen."

Ich hatte nie wieder daran gedacht — jetzt fiel es mir ein und, dem leisen Anstoß folgend, stieg nach und nach ein Zeichen ihrer still waltenden Liebe ums andere vor mir auf, eine unendliche Reihe, die sich im Unbewußtsein der Kindheit verlor . . . Und diese Liebe, die immer gab, sich nie erschöpfte, hatte ich besessen und hingenommen wie etwas ganz Selbstverständliches, das mir gebührte, mich nie besonnen, daß ich

ein göttliches Geſchenk genoß und noch weniger, daß es mir je genommen werden könnte . . . Immer würde ich ſie haben, die mir jede Freude bereitet hatte, die ſie mir bereiten konnte, immer eine Entſchuldigung für mich gewußt, mir alles verziehen hatte, zuletzt ſogar die Dichterei. Und wie wird es erſt ſein, wenn ich Großes geleiſtet haben werde und ſie ſtolz auf mich ſein wird? . . . Als ich, dieſe ſtumme Frage auf dem Herzen, zu ihr emporſah, begegnete mein Blick ihren weitgeöffneten Augen, die mit unſagbarer Zärtlichkeit auf mir ruhten. Es glitt wie ein lichter Schein über ihr Geſicht, und ſie wies nach einem Tiſch, den man in die Nähe ihres Bettes gerückt hatte. Dort ſtanden allerlei Schächtelchen mit Huſtenbonbons, die ich ſonſt ſehr zu würdigen wußte.

„Nimm dir," ſagte ſie.

Mir aber war auf einmal jäh und ſchrecklich die Ahnung einer grauſamen Möglichkeit aufgegangen: Wenn ſie ſtürbe! Wenn wir unſere Großmutter nicht mehr hätten! . . . Ich ſprang auf, ich ſtürzte mich über ihre Hand und küßte ſie viel-, vielmals . . .

Sie zog dieſe liebe Hand zurück, legte ſie auf meinen Kopf, als ich aufſchluchzend mein Geſicht in die Decke preßte, und ſprach:

„Nur geſcheit! Nur geſcheit!"

Am nächsten Tage knieten meine Schwester und ich am Bett der toten Großmutter mit tief gesenkten Häuptern. Wir wagten nicht empor zu sehen. Eine Leiche — das muß etwas furchtbar trauriges sein. Man hätte uns sonst, als unser kleines Schwesterchen starb, nicht so ängstlich von ihm ferngehalten und es nicht so rasch fortgetragen. Nach langem Gebete stand Fritzi auf und ließ einen scheuen Blick über das Angesicht der Toten gleiten . . . „O!" sagte sie plötzlich und faltete die Hände in frommer, freudiger Überraschung: „O — schau!" Nun stand auch ich auf, und meine Augen folgten der Richtung der ihren und auch meine Hände falteten sich . . . Wie heilig war unsere Großmutter, wie herrlich und heilig! Der schwermütige Zug um den Mund, den wir an ihr gekannt hatten, war verschwunden, die stummen Lippen, deren Sprache ich immer verstanden hatte, sagten: „Jetzt ist alles gut." Ein unaussprechlicher, unendlicher Frieden lag auf ihren stillen Zügen und wehte uns entgegen, eine himmlische Tröstung und Erhebung, ein letzter Gruß ihrer Liebe. Wir konnten uns von ihr nicht losreißen und — weinten nicht. Man soll nicht weinen in der Nähe von Toten, es tut ihnen weh. Ich weiß nicht, wieso wir zu dieser Überzeugung gelangt waren. Erst als

Tante Helene und Vetter Moritz kamen, sie laut klagend, er von tiefstem Leid erfüllt, brach meine Schwester in Schluchzen aus und vermochte ihren Schmerz nicht mehr zu bemeistern. Am Abend fieberte sie, und nachdem man sie zu Bette gebracht hatte, schluchzte sie noch im Schlafe.

Es wurde uns nicht erlaubt, das Sterbezimmer ein zweites Mal zu betreten. Wir sollten die Tote nicht mehr sehen, es griff uns zu sehr an. Bei der Einsegnung nur waren wir zugegen, als unsere Großmutter im geschlossenen Sarge lag, bereit zur letzten Reise nach unserem „zu Hause".

Wie irrten alle, die glaubten, daß ich sie jetzt nicht sähe, daß die Wände ihrer metallenen Behausung für mich nicht durchsichtig wären!

Die Verstorbene hatte unseren Vater zum Vollstrecker ihrer letztwilligen Anordnungen bestellt, und dadurch wurde unser Aufenthalt in Wien neuerdings verlängert. Ich erhielt den Auftrag, diese Zeit zu benützen, um einen Katalog der Bücher meiner Großmutter anzufertigen. Sie waren mein und meiner Schwester Eigentum geworden und sollten im Sommer verpackt und nach Zdißlawitz geschickt werden.

Ich ging mit Eifer an meine Arbeit, hatte keine Ahnung davon, was das heißt: „einen Katalog anzufertigen," meinte aber dieſe Aufgabe zu löſen, indem ich ein Buch nach dem andern aus dem Schranke holte, den Titel desſelben in ein Heft eintrug und es dann wieder an ſeinen früheren Platz ſtellte.

Das Zimmer, in dem die kleine Bibliothek Großmamas ſich befand, war ihr Toilettezimmer geweſen, ſtieß an das Schlafgemach und hatte wie dieſes die Ausſicht auf das ſogenannte „Rabenplatzl". Die Wand zunächſt am Fenſter nahm der Bücherſchrank ein, und wenn ich ſeine Flügel öffnete, breitete ſich das helle Licht ſonniger Junivormittage über eine auserleſene Geſellſchaft.

Sie bewohnte fünf Geſchoſſe und bildete in jedem eine ſtattliche Reihe von vornehm in braunen, roten und grünen Saffian gekleideten Buchperſönlichkeiten. Ihre Anführerin war die Bibel. Ich kannte den Band; er hatte meinem Großvater gehört, und es waren viele Zeichen von ſeiner Hand darin eingelegt. An einer Stelle befand ſich außer dem Zeichen ein Bleiſtiftſtrich. Die Stelle lautete: „Und ich hörete eine Stimme vom Himmel zu mir ſagen: Schreibe: Selig ſind die Toten, die in dem Herrn ſterben, von nun an. Ja, der Geiſt ſpricht, daß ſie

ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach."

O, das verstand ich! Der Anblick meiner entschlafenen Großmutter hatte es mich gelehrt: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben." Und wo hatte ich diese Stelle gefunden, die mir so hell einleuchtete? In der Offenbarung Johannis, der heiligen, rätselhaft verschleierten Schrift, deren Geheimnisse noch niemand durchdrungen hat. Nicht einmal der große Newton, der, wie mein Vetter mir unlängst erzählt, die letzten Jahre seines Lebens dem Studium und der Erklärung der Apokalypse gewidmet hatte ... Und ich — es mutete mich an wie ein Wunder — ich verstand sie! Mir war's gegeben, mir, einem Kinde! ... In unaussprechlichem Jubel schwoll mein Herz, ich glaubte, daß eine himmlische Erleuchtung mir zuteil geworden sei.

Mit zitternden Fingern blätterte ich zurück vom vierzehnten zum ersten Kapitel, und was ich las, Vers um Vers, war ein schönes, seltsames Gedicht. Aber je weiter ich kam, je dunkler wurde mir der Sinn des Gelesenen. Da half kein Kopfzerbrechen. Einzelne Bilder nur schwebten vor mir, sehr klar und in großer Pracht, so wie der Heilige sie geschaut hatte, als er „war im Geiste". Blendend die Vision von dem Einen, den er nicht nennt, und der anzusehen war wie

Jaspis und Sardis, und vor deſſen, von einem Regenbogen wie Smaragd umgebenen Thron die Älteſten ihre goldenen Kronen niederlegten. Ich ſah die vier Lebendigen und ſah das Buch mit den ſieben Siegeln in der Rechten des Einen und glaubte eine Ahnung davon zu haben, was für ein Buch das war, und die Namen der vier Lebendigen nennen zu können. Damit ging meine Weisheit zu Ende. Von nun an gab es keinen Lichtſchein mehr, der mir einen Pfad zu neuem Begreifen und Erkennen gewieſen hätte... Nein, ich war das gottbegnadete Kind nicht, das in Einfalt findet, „was kein Verſtand des Verſtändigen ſieht".

Enttäuſcht und beſchämt brachte ich das Buch der Bücher wieder an ſeinen Platz und bemerkte jetzt: außer an der einen Stelle, die ich zuerſt aufgeſchlagen hatte, war in der ganzen Apokalypſe kein Zeichen eingelegt.

Zunächſt an die Heilige Schrift ſchmiegte ſich das Werk ihres frommen und milden Apoſtels, Thomas a Kempis, und er hatte Herder zum Nachbarn, und dann kam Leſſing. Neben ſeinen Werken ſtand ſeine Biographie in drei Bänden, von K. G. Leſſing. Ich las die erſten Kapitel und wurde dabei in meinen eigenen Augen ſo klein, wie ich nicht einmal als Auslegerin der Offenbarung Johannis geworden war. Meine

hohe Meinung von meiner Begabung, meinem Lerneifer, meinem Wissensdrang erfuhr eine jämmerliche Einschränkung durch den Vergleich zwischen mir und dem Kinde Gotthold Ephraim. Wie kam ich mir vor, ich Dreizehnjährige, von Zweifeln Gequälte, wenn ich las: „Im vierten und fünften Jahre wußte er schon, warum und wie er glauben sollte.“ Und weiter: „Als ein Maler ihn im fünften Jahre mit einem Bauer, in dem ein Vogel saß, malen wollte, erfuhr dieser Vorschlag seine ganze kindische Mißbilligung. Mit einem großen, großen Haufen Bücher,“ sagte er, „müssen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein.“ Und da er auf die Fürstenschule nach Meißen gebracht wurde, „mußte man ihn um ein Jahr älter machen, weil keiner unter dem dreizehnten Jahre angenommen werden soll“. Auf der Schule studierte er sogar in den freien Stunden, und Klassiker, deren Namen ich nicht einmal hatte aussprechen hören, „waren seine Welt“.

So sind die Kinder beschaffen, aus denen große Menschen werden — so war ich nicht. Ich konnte mir nicht einmal recht vorstellen, wie dem beneidenswerten Gotthold Ephraim zumute gewesen sein mußte im Besitze seines großen Reichtums. Alles gäbe ich darum, nur einen Tag, nur eine Stunde lang so zu sein wie er,

umgehen zu dürfen mit unſterblichen Menſchen wie mit Freunden, und einzudringen in ihre leuchtende Gedankenwelt.

Es war eine bittere Zeit der Selbſterkenntnis, voll Sehnſucht und Kümmernis, dieſe erſte, die ich Aug' in Auge mit den Bewohnern des Bücherſchrankes meiner Großmutter zubrachte.

Zur Unterſtützung meines Gedächtniſſes habe ich Leſſings Biographie, die ſeitdem in meinem Beſitze iſt, zur Hand genommen und finde auf dem Schutzblatte des erſten Bandes die Zeilen eingeſchrieben:

Ich bin ein Nichts für meinen Gott,
Für meinen Nächſten bin ich klein,
Mir ſelber dien' ich nur zum Spott,
Wie könnt' ein Menſch noch ärmer ſein?

Allmählich trat Erholung von dieſer Depreſſion ein. Wenn auch nicht ein Leſſing, konnte doch etwas anderes Gutes aus mir werden. Nur lernen mußte ich zuerſt, alles kennen lernen, was es Schönes gab in dieſen Büchern, die nun ich zu meiner Welt machen wollte. So feierte ich wahre Leſeorgien und fand die Vormittage, die vermeintlich mit Katalogieren ausgefüllt wurden, immer zu kurz. Voll Heißhunger verſchlang ich, was ich vorfand an Dramen von Shakeſpeare, Racine, Corneille, Goethe, Kleiſt und bedauerte nur, daß meine arme Großmutter nicht ein einziges

Werk der Klassiker besessen hatte, in die Lessing sich versenkte, als er in meinem Alter stand. Er freilich, er lernte sie in ihrer Sprache kennen, der Glückliche. Weil er ein Bub war, durfte er das, er mußte sogar Griechisch lernen und Latein. Von seinen Lippen tönte die Sprache, in der Themistokles, Demosthenes, Cäsar, Titus geredet haben. Zum Ruhme gereichte ihm sein Glück . . . Wofür würde ich angesehen werden, wenn ich anfangen wollte, Griechisch und Latein zu lernen? Ganz einfach für verrückt. Ich war ja nur ein Mädchen. Was gehört sich alles nicht, schickt sich alles nicht für ein Mädchen! Himmelhoch türmten sich die Mauern vor mir empor, zwischen denen mein Dichten und Trachten sich zu bewegen hatte, die Mauern, die mich — umfriedeten.

Kein gutes Wort in dieser Anwendung! „Umfrieden" paßt nur für den Kirchhof, in dem die Toten liegen; die Lebendigen kommen um den Frieden, wenn man ihnen enge Grenzen setzt . . . Sie werden fortwährend suchen sie zu durchbrechen, immer gegen sie anrennen und glauben: dieses Mal weichen sie mir!

Das dürften ungefähr die Gedanken gewesen sein, die damals meinen jungen Kopf durchschwirrten, und denen ich in zahllosen Gedichten Worte gab; es ist von den stürmischen und

hoffärtigen, deren ich mich ſpäter ſchämte, nichts übrig geblieben. Nur einige friedliche Verslein ließ ich beſtehen. Als den letzten aus den Kinderjahren möge ihnen hier Unterkunft gewährt ſein.

Was hör' ich in der Dämmerung?
Wie Glöcklein hell es klinget.
's iſt wohl der Tag, der licht und jung
Ein goldnes Liedchen ſinget.

Wenn ich als Kind zum Himmel geſchaut,
Hat droben mein Land geblinkt und geblaut.
Jetzt iſt der Himmel geworden ſo leer,
Ich ſehe mein Land, mein liebes, nicht mehr.

Der ſogenannte Katalog war fertig; ich hatte nun angefangen ihn abzuſchreiben, weil ich einen Grund haben mußte, um meine Vormittage noch immer in der Wohnung Großmamas zubringen zu dürfen. Da herrſchte jetzt Grabesſtille; die Küche ſowie das „Frauenzimmer" waren leer. Die Köchin und die Kammerjungfer hatten ſich in ihre Heimat begeben, um dort ihren Ruheſtand und ihr Ruhegehalt zu genießen. Nur der alte Joſef war noch anweſend und ſollte, bevor er uns auf das Land nachfolgte, die Verpackung der Möbel überwachen. Mit treuer

Liebe zu seiner langjährigen Tätigkeit hielt er die Zimmer der verstorbenen Herrin so nett und blank wie je. Doch standen jetzt alle Türen weit offen, und ich konnte, ohne eine Klinke zu berühren, von der Küche aus bis in den großen Salon gehen. Daß auch seine Tür offen stand, mutete mich besonders fremdartig an. Wir Kinder hatten ihn nie betreten; er wurde auch nur benutzt, wenn unsere Großmutter eine Gesellschaft gab, was selten geschah. Immer nur verstohlen hatten wir hineingeguckt, wenn Josef darin gravitätisch seines Amtes waltete mit Staubbesen und Flederwisch. Der Salon machte uns einen feierlichen Eindruck. Seine weißlackierten, durch vergoldete Stäbe in Felder eingeteilten Wände verbreiteten einen majestätischen Glanz, und die Mahagonimöbel mit Intarsien und Beschlägen aus Bronze hatten jedes eine eigene noble Physiognomie. Der hellgelbe Seidenstoff, mit dem die Polsterung des Kanapees, der Stühle und Sessel überzogen war, schimmerte so prächtig, wie ich nie wieder einen hellgelben Seidenstoff habe schimmern gesehen.

Und dieses imposante, mit dem Reiz des Geheimnisvollen umkleidete Gelaß, da stand es nun erschlossen, jedem zugänglich, und war eben nur ein Zimmer wie ein anderes.

Wie merkwürdig kamen meine Wanderungen

mir vor durch die Räume, denen die zurückgeschlagenen Türflügel das Gepräge grenzenloser Öbigkeit verliehen. Ich wollte sie mir beleben, wollte mir einbilden, daß der Schatten der Entschlafenen vor mir herschwebe und Gestalt annehme, und daß ich sie sehen werde, an ihrer Toilette sitzend oder am Fenster im Schlafzimmer; und wenn da nicht, im nächsten, vielleicht im Speisezimmer, an dem Tische, an dem wir so oft ihre Gäste gewesen waren. Ich ging von Tür zu Tür, ganz sachte, voll Sehnsucht, und doch ein wenig bange, schloß die Augen und öffnete sie plötzlich und hoffte: jetzt — jetzt muß sie dir erscheinen . . . Aber da war nichts. Ihr Platz blieb unbesetzt; die Stuben blieben leer . . .

Der Tag vor der Abreise von Wien und vor dem Scheiden von den lieben Räumen, die mir mit jeder in ihnen verlebten Stunde teurer und heiliger geworden, war gekommen, und ich veranstaltete eine kleine Abschiedsfeier. Ich holte zwei Bücher aus dem Schranke, nahm Platz am Arbeitstische meiner Großmutter und überdachte innig und ließ durch meinen Kopf und durch mein Herz ziehen, was diese beiden Bücher mir geschenkt hatten. Es war so viel!

Das eine, der erste Band der „Mémoires pour servir à l'histoire d'Anne d'Autriche,

épouse de Louis XIII, roi de France, par Madame de Motteville", hatte mir einen herrlichen Dramenstoff geschenkt, den ich im Laufe der Zeit immer reicher ausgestaltete. Alles, was in mir lebte an Vergötterung des Schönen, an Verachtung und Haß des Schlechten und Gemeinen und nicht zum mindesten an übermütigem Humor, mit dem ich oft verletzte und Anstoß erregte, alles ließ sich da hineinschütten wie in eine eigens mir zu Lieb und Ehr geformte goldene Schale.

Cinq-Mars war mein Held, der junge, leichtsinnige, leichtgläubige Günstling Ludwigs XIII., der seinen Herrn von der erdrückenden Tyrannei des allmächtigen Ministers Richelieu befreien will, im tollkühn unternommenen Kampfe mit dem Riesen unterliegt und nach einem Augenblick des Verzagens prachtvoll stirbt.

Und was für Gestalten gruppieren sich um ihn! Ludwig XIII., den mit kühnen Strichen hinzuzeichnen die reine Wonne sein wird, der sich fühlbar unter die Hand des Bildners schmiegt. Eine königliche Erscheinung, von einer kleinen Seele belebt; treulos wie die Schwäche, hart wie die Engherzigkeit. In einem Gefühl nur bleibt er unwandelbar, im Hasse gegen den Gewaltigen, der sich rühmen darf: „Ich habe meinen König zu meinem Diener gemacht und diesen Diener zum größten Monarchen der Welt."

Sein Herr verabscheut ihn und kann ihn

nicht entbehren, ſein Herr iſt im geheimen das Haupt jeder Verſchwörung gegen ihn, und ſobald eine neue mißlingt, kriecht der „Herr“ grollend und knirſchend zu Kreuze und liefert, ein Kronzeuge, ſeine Mitſchuldigen dem Sieger aus. Und endlich einmal bietet, ja bietet! er ſeine beiden Söhnchen dem triumphierenden Kardinal zum Pfande völliger Unterwerfung an. Aber da bäumt die Königin ſich auf und bewahrt „die Kinder Frankreichs“ vor der Schmach, die ihnen droht. Ich liebte Königin Anna von Öſterreich und wollte ſchon dafür ſorgen, daß jeder, der ſie durch mich kennen lernte, ſie ebenfalls lieben müßte. Als die Heldin ſollte ſie geſchildert werden, die kühn und ſtolz den verliebten Löwen abgewieſen hatte, da er ſich vermaß, um ihre Frauengunſt zu werben. In allen Stunden ihres Lebens litt ſie unter ſeiner unerſättlichen Rachgier, erlitt Demütigungen und Grauſamkeiten ohne Zahl und unterwarf ſich nicht . . . Und wie viele tauchten neben ihr auf und waren voll Kraft und voll Leben und mir in ihren geheimſten Regungen und verborgenſten Motiven durchſichtig wie die Luft.

Aber die Krone des Ganzen ſollte doch die Figur Richelieus werden. Der Reichtum, den ſie der Phantaſie bot, war unerſchöpflich. Wo man antippte, gab's Funken. Dieſe rätſelhaften

Kontraſte! Der Mann, der ſein Frankreich an die Spitze aller Staaten der Erde geſtellt, die Hugenotten beſiegt, den mächtigen, rebelliſchen Adel unterworfen hatte, der die Vertreter der Parlamente mit den Fingern ſeiner Rechten wie Marionetten an Drähtchen hüpfen ließ — buhlte um literariſchen Ruhm. Es fraß ihm am Herzen, daß die Pariſer den Tragödien des jungen Corneille zujauchzten und die ihres alten Miniſters mit ſo wenig Geräuſch als möglich zu Grabe — gähnten. Der Kirchenfürſt und Heerführer, der den Purpurmantel des Kardinals über der Stahlrüſtung trug, wollte auch als Tänzer glänzen. Die Bewunderung, die ſeine Größe der Königin nicht abgewann, verſuchte er ihr durch ſeine Grazie abzugewinnen. O, die Sarabande, mit der er ſich zweihundert Jahre früher vor der Majeſtät und ihrem Hofſtaat lächerlich gemacht, wie oft hat er ſie mir aufgeführt im Schlafzimmer meiner Großmutter! Und wie viele andere herrliche Szenen! Die letzte zum Beiſpiel des erſten Aufzuges: Der König iſt im Lager vor Perpignan, umringt von Feinden des Kardinals, und der liegt krank und gebrochen in Tarascon, weiß ſich verraten und verkauft, weiß von dem Vertrag mit Spanien, der ihn ſtürzen ſoll, und vermag nicht ihn in ſeine Hand zu bekommen.

Da plötzlich verwandelt ſich ſeine Troſtloſigkeit in wilden Triumph. Einer ſeiner Späher iſt zurückgekehrt und legt einen ausgehöhlten Wanderſtab vor ihn hin. Er enthält eine Rolle — den Vertrag. Nun hat er ſie — da ſtehen ſie, die ihn unterzeichnet haben: Gaſton von Orléans, des ſchwachen Königs elender Bruder, der Herzog von Bouillon, der Großſtallmeiſter Cinq-Mars. — Sie ſind zu hoch emporgeſchoſſen, Monsieur le Grand! Man wird Sie um einen Kopf kürzer machen. — Von neuer Lebenskraft beſeelt, erhebt der kranke Kardinal ſich vom Pfühl. Zu Pferde ſeine Garden! Das Gefolge rüſte, ein Zug voll Glanz und Pracht ordne ſich! Es geht zu Hof; es geht mit fürſtlichem Gepränge ins königliche Lager nach Perpignan!

Dort ſollte der zweite Aufzug ſpielen, und ich dachte ihn mir ſehr bewegt. Wir lernen Cinq-Mars kennen in ſeinem liebenswürdigen und blinden Glauben an ſein Glück, und ſeinen Freund de Thou und Fontrailles, der die Verhandlungen mit Spanien geleitet hat. Gerüchte, der Kardinal ſei ſterbend, ſind aufgetaucht; Gaſton von Orléans meint, Katzen hätten ein zähes Leben, man ſolle nachhelfen.

„Seht den König an," ſagt er zu Cinq-Mars, „er macht mir Sorge, er war geſtern wieder

ſehr krank. Wenn er vor ſeinem Miniſter ſtürbe, würde es euch ſchlecht ergehen.“ Cinq-Mars weiſt den Gedanken an den nahen Tod ſeines Herrn mit Schaudern zurück. Wie kann man einen ſolchen Gedanken nur haben, nur faſſen? — „Verſucht's!“ erwidert Gaſton, „und erinnert euch dann meines Mittels. Ich bleibe der Herzog von Orléans auch nach dem Tode meines Bruders. Ihr ſeid dann nur noch — der Feind des Kardinals. Cinq-Mars ſchlägt den abſcheulichen Rat des Herzogs und die Warnungen de Thous in den Wind. Er und ſeine Anhänger blicken mit ſeliger Zuverſicht dem unausbleiblichen Sturze Richelieus und kommenden ſchönen, ruhmvollen Tagen entgegen. — Im Lager wird geſpielt, getanzt, muſiziert; es herrſcht tolle Luſtigkeit . . . Nun, auf einmal, tritt, als ſei plötzlich etwas Unheimliches aufgetaucht, da und dort Stille ein; ſie verbreitet ſich weiter und weiter, auch die Kühnſten halten den Atem an; die ſangen und ſchrien — ſie lauſchen. Zwei Worte erſchüttern die Luft und erfüllen die fröhlichſten Herzen mit Grauen: „Seine Eminenz!“ —

Richelieu betritt das Lager wie der Tod den Ballſaal.

Wundergut gefiel mir dieſes Ende des zweiten Aufzugs, und im dritten ſollte es noch viel ſchöner kommen. Da ſollte im Zelte des Königs die

Begegnung zwiſchen ihm und dem Kardinal ſtattfinden. Ganz unhiſtoriſch, aber daran lag mir nichts. Ich ſah es, deutlich zum Greifen — ſo war es denn!

Sie ſaßen einander gegenüber, und mit kaum bezähmtem Wohlgefallen ſpürte einer in den Zügen des andern jedem Zeichen ſchweren Siechtums nach. Den Blick in die Augen des Königs geſenkt, unverwandt, unerbittlich, berichtet ſein treuer Diener dem Ahnungsloſen, daß er ſchändlich hintergangen wird ... Er legt ihm den Vertrag mit Spanien vor und iſt voll Entſetzen über die Gefahr, in der das Land und der Monarch geſtanden haben. Sein Herz blutet, eine Rührung ergreift ihn, wenn er ſich fragt: „Wer ſind dieſe Verräter?“ und antworten muß: „Die nächſten ſeinem Thron, ſeinem Vertrauen, ſeiner Liebe, es ſind die, denen mein König im Begriffe war, ſeinen einzigen Getreuen zu opfern.“ Kaum noch bewahrt Ludwig einen Schein der Faſſung, kaum noch verbirgt der Kardinal ſeinen knirſchenden Zorn hinter der Maske ſüßlicher Heuchelei und erlangt alles, was er will, wie er es will — demütig angeboten ... Eine vortreffliche Szene, und genial würden Laroche und Löwe ſie ſpielen.

Reiche Handlung ſtand mir auch für den vierten und fünften Akt zur Verfügung:

Die Auslieferung de Thous, den keine andere Schuld traf, als daß er der Freund eines Feindes Richelieus gewesen, an den Kardinal.

Cinq-Mars' leichtsinniges Spielen mit dem Verhängnis, das über ihm schwebt.

Die Fahrt Richelieus auf der Rhône. In purpurumhangener Barke liegt der Sterbende, und von seinem stolzen Fahrzeug wird ein ärmlicher Kahn geschleppt. Seine Opfer befinden sich darin, zwei Menschen, kraftvoll und jung, in blühender Gesundheit. Und er, der vielleicht seinen alternden Schattenkönig nicht mehr überlebt, die beiden wird er überleben. Der Gedanke zaubert ein Lächeln auf sein düsteres Gesicht und legt ihm grauenvolle Worte auf die Lippen.

Den Tod meines jungen Helden. Seinen Abschied von der großen Prinzessin, die ihm ihr Herz geschenkt hatte, und von seiner berückenden Geliebten Marion Delorme . . . Wie mit dem Fuße stößt er dann ein Leben von sich, in dem seine ehrgeizigen Träume sich nicht erfüllen sollten.

Entsühnt durch den Priester, erbaut durch die Frömmigkeit des Freundes, betritt er den Weg zur Richtstätte. Zu dem letzten Gang hat dieser Mann, dieses Kind sich schmücken lassen wie zu einem Gang nach Hofe. Diese heroische Eitelkeit war mir unaussprechlich rührend und kostete mich viele Tränen.

Lange Jahre hindurch ſollte ich mich mit dieſem Stoffe, von dem ich gemeint hatte, daß er ſich von ſelbſt zum Drama geſtalten werde, herumſchlagen. Zuletzt ſtand ich an der Spitze einer kleinen Armee von Manuſkripten, von denen nur die erſten den Titel „Cinq-Mars“, die letzten aber den Titel „Richelieu“ führten. Seine Geſtalt wuchs und wuchs rieſenhaft vor mir empor, bis ſie mir — entwuchs und ich begriff, daß ich aus meiner Blindheit über ihre Größe den Mut geſchöpft hatte, ſie darzuſtellen. Allmählich waren die Augen mir aufgegangen, ich wußte: Mit all meiner Begeiſterung, all meinem Fleiß habe ich nur ein Pfuſchwerk zuſtande gebracht.

Durchaus nicht in einem Verzweiflungsanfall, ganz ruhig ſchichtete ich dann meine „Cinq-Mars“ und „Richelieus“ im Ofen ſorgfältig und nett zu einem Scheiterhaufen zuſammen und zündete ihn an.

Er rauchte erſt ſehr ſtark, dann lohten ſchöne Flammen auf. Die Blätter — viele von ihnen waren kalligraphiert und illuſtriert — wanden und krümmten ſich wie in Schmerzen, Fünkchen — Kloſterfrauen, die in ihre Zellen eilen, nennen ſie die Kinder — huſchten über den Zunder. Nun lag ein unförmiger Pack ſchwarzer, ſchmutziger Fetzen da — als Frucht ſo vieler Mühen. Hätte eine Viſion mich dieſes Ende ſehen laſſen, als

ich in den erſten zärtlichen Verkehr mit dem vortrefflichen „Stoffe“ trat, für den ich Madame de Motteville ſo dankbar ſegnete, würde ich die Arbeit, die zu dieſem Reſultate führte, unternommen haben?

Faſt glaube ich: Ja.

An jenem Junimorgen aber vor nun einundſechzig Jahren trübte nicht die leiſeſte Furcht vor der Möglichkeit eines Mißlingens meine freudige Zuverſicht. „Mein Stück“ leuchtete vor mir im reinen Glanze eines Phantaſiegebildes, an das die geſtaltende Hand noch nicht gelegt wurde. Noch war es geiſtiger Natur, noch haftete keine Werdequal und keine der Widrigkeiten ihm an, mit denen jede Geburt eines Lebendigen ſich vollzieht.

Das zweite Buch, das ich mir zu meinem Abſchiedsfeſte eingeladen hatte, enthielt die Oden Klopſtocks. Ich kannte von ihnen allen nur eine, dieſe aber kannte ich gut. Sie hieß „Die Frühlingsfeier“ und war mir entgegengekommen, als ich ihre alte braune Behauſung ein wenig durchmuſtern wollte. Immer öffnete ſie ſich da, wo die „Frühlingsfeier“ ſtand. Wie oft mußten

andere vor mir sie dort aufgesucht haben, und wer mochte es gewesen sein — meine Großmutter, mein Großvater oder vielleicht meine Mutter?

Vielleicht sind sie alle es gewesen, und diese noch sichtbare leise Spur führte ein Kind, dessen Dasein dem ihren entsprossen war, aus seinem bangen Tasten und Suchen auf den Weg, den sie gegangen waren.

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen —
. . . . . .
Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten —
. . . . . .
Wer sind die Tausendmaltausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
. . . mehr, wie die Erden, die quollen,
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Mehr — weil ich weiß, wie wenig ich bin: — ein verwehender Hauch auf einem Stäubchen im All . . . Aber der Atem Gottes lebt in diesem Hauche. Um das zu begreifen, bedurfte ich einer Gnadengabe des Unendlichen, eines Lichtstrahls von seinem Geiste. Er hat ihn mir gespendet, seinem Geschöpf, und ich darf „mein Vater“ zu ihm sagen.

Als ich auf der Schwelle ſtehen blieb und noch einmal zurückblickte in den ſtillen Raum, aus dem ein teures und köſtliches Leben entſchwunden und in dem ich ſo oft allein mit meinen Gedanken geweſen war, überkam es mich: Eine andere, als ich ihn betreten, verlaſſe ich ihn. Meine Sehnſucht, zu denken und zu leiden, ſollte ſich fortan nicht nur von dämmernden Träumen nähren, ſie begann ſich zu erfüllen. Eine kleine Vergangenheit lag ſchon hinter mir. Ich hatte gedacht und gelitten — ich war kein Kind mehr.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Gesammelte Schriften

von

Marie v. Ebner-Eschenbach.

Neun Bände. Oktav.

Geheftet M. 31.50.
In Leinwand gebunden M. 40.50.
In Liebhabereinbänden M. 49.50.

Inhalt:

Erster Band. Aphorismen, Parabeln, Märchen und Gedichte.

Zweiter Band. Dorf- und Schloßgeschichten.

Inhalt: 1. Der Kreisphysikus. — 2. Jakob Szela. — 3. Krambambuli. — 4. Die Unverstandene auf dem Dorfe. — 5. Der gute Mond. — 6. Die Resel. — 7. Er läßt die Hand küssen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dritter Band. Erzählungen.

Inhalt: 1. Lotti, die Uhrmacherin. — 2. Wieder die Alte. — 3. Nach dem Tode.

Vierter Band. Erzählungen.

Inhalt: 1. Die Freiherren von Gemperlein. — 2. Der Nebenbuhler. — 3. Die Poesie des Unbewußten. Novellchen in Korrespondenzkarten. — 4. Oversberg. — 5. Ihr Traum. Erlebnisse eines Malers. — 6. Ohne Liebe. Dialogisierte Novelle. — 7. Bettelbriefe. — 8. Der Muff. — 9. Die Kapitalistinnen. — 10. Komtesse Muschi. — 11. Komtesse Paula.

Fünfter Band. Das Gemeindekind. Erzählung.

Sechster Band. Unsühnbar. Erzählung.

Siebenter Band. Erzählungen.

Inhalt: 1. Rittmeister Brand. — 2. Das Schädliche. — 3. Die Totenwacht. — 4. Maslans Frau. — 5. In letzter Stunde. — 6. Ein Original.

Achter Band. Erzählungen.

Inhalt: 1. Bertram Vogelweid. — 2. Verschollen. Eine Künstlergeschichte. — 3. Ein Verbot. Kulturbild. — 4. Der Fink. — 5. Schattenleben. — 6. Der Vorzugsschüler. — 7. Die Reisegefährten.

Neunter Band. Erzählungen.

Inhalt: 1. Glaubenslos. — 2. Fräulein Susannens Weihnachtsabend. — 3. Die Spitzin.

3
7784
iba.

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C042048387